

Das verhängnißvolle Kreuz,

oder:

So rächt sich der Edle.

Eine Erzählung

für christliche Jugend und christliches Volk

von

Franz Erven.

Mit einem Stahlstich.

Regensburg, 1879.
Volks- und Jugendschriften-Verlag.
[G. Manz.]

Erstes Kapitel.

Graf Rudolph von Hoheneck.

Wenn Du, lieber Leser, das anmuthige Rheinthal durchwanderst, wirst Du noch vielfach hin und her verstreut stolzen Bauten begegnen, die Dich sofort an jene Zeit erinnern, wo das Land reich war an adeligen Geschlechtern, wo Ritter und Knappen ihr Wesen trieben, bald zum Schaden, bald zum Frommen der Menschheit, je nachdem ihr Sinn und Herz gut oder schlecht war. Diese Ritter mit Roß und Troß siehst Du freilich nicht mehr, aber ihre Behausungen haben sie vielfach überlebt und dies sind eben jene mächtigen Bauten, die sich Dir bei Deinem Umherziehen so schnell bemerklich machen.

Unsere Erzählung führt uns in ein großes Kirchdorf, das wir Tiefthal nennen wollen. Ist dies auch nicht sein wirklicher Name, so bezeichnet derselbe doch den Ort sehr passend, denn das Dorf liegt mitten in einem Bergkessel, als ob es sich dort verbergen wollte vor den Augen der Menschen, als ob seine Bewohner sich hierhin geflüchtet hätten vor den vielfachen Wirren und Kämpfen der Welt

da außen. Friedlich wohnt hier ein Nachbar beim andern, fleißig und brav sind diese kräftigen Landleute und der Pfarrer des Ortes führt diese willige, treue Heerde mit wahrhaft apostolischem Eifer und inniger Christusliebe. Auch in diesem Dorfe fällt das Auge des Wanderers, sowie er den Fuß hinein setzt, sofort auf ein großartiges Gebäude, das weit über alle anderen Häuser hervorragt. Es ist dies die Burg des Grafen Rudolph von Hoheneck. Von Süden nach Norden zieht sich der Hauptheil des Baues hin und an seinen Enden gewahrt man noch zwei umfangreiche Seitenflügel. Das Ganze sieht einem Palaste sehr ähnlich. Gegen Osten findet man die schönsten Gartenanlagen. In sinniger Weise hat man hier die herrlichsten Blumenbeete angelegt in den anmuthigsten Formen, bald ein Herz, bald einen Stern, bald eine Muschel darstellend. Ja, an zwei hat sich die Begabung des Gärtners noch glänzender bewiesen, sie stellen in schillernder Blumenpracht riesige Schmetterlinge dar, von denen es nur zu verwundern ist, daß sie hier so unbeweglich am Boden haften bleiben, wo Alles um sie her in Duft und Farbenschmelz ihrer zu warten scheint. In einem weiten Becken mit Graniteinfassung schwimmen im klarsten Wasser eine große Menge Gold- und Silberfischlein umher und auf der Oberfläche rudern ein paar prächtige Schwäne sorglos auf und ab, ob auch der Sprühregen, in den sich der mächtige Wasserstrahl des Springbrunnens beim Herniederfallen auflöst, sie neckisch beriefelt. Schattige, schöngezogene Alleen ziehen sich zu beiden Seiten des Gartens hin und den Hintergrund desselben bildet ein herrlicher Park, dessen himmelanstrebende Kronen mit ihrem dichten Blätterdach die verschlängelten Wege in ein trauliches Halbdunkel einhüllen. Auf zierlichen Posta-

menten stehen hin und wieder edle Statuen und bequeme Ruhebänke laden den Ermüdeten aller Orten zum Sitzen ein. Burg, Garten und Park umschließt ein ziemlich breiter, reichlich mit Wasser gefüllter Graben und eine gefällig gebaute Gondel läßt uns vermuthen, daß der Besitzer dieses herrlichen Gutes sich auch hier mitunter zu vergnügen weiß.

Heute, es ist so gegen Ende Mai, hat der Garten freilich viel von seiner üppigen Schönheit hergeben müssen. Ganze Tragkörbe voll Blumen und Laub raubte der Gärtner den Beeten und Bäumen, um damit das Innere des Burghauses reichlich auszuschmücken. Nicht als ob dieses sonst alles Schmuckes baar gewesen. O nein. Wo man für eine so entzückende Umgebung zu sorgen wußte, da hat man sicher die Wohnstätte selbst nicht vernachlässigt. Die feinsten Möbel, die kostbarsten Vorhänge, die prachtvollsten Teppiche, kurz, den ganzen Schmuck eleganter Wohnungen sieht man hier, und wenn der Gärtner dennoch so zu sagen den halben Garten hineintrug, so geschah es nur, weil er glaubte, heute könne des Glanzes und der Pracht nicht genug sein in den herrschaftlichen Räumen. Darum duften aus jedem Zimmer dem Eintretenden die zierlichsten Blumensträuße entgegen, darum sind alle Wände mit Laubgewinden geschmückt, darum Kränze und die Kinder Flora's auf Schritt und Tritt. Galt es doch heute den Ehrentag des gnädigen Herrn nach Kräften zu verschönern, das lang ersehnte Fest des Hauses gebührend zu erhöhen. Heute, ja heute erhielt das Haus eine Herrin. Graf Rudolph von Hoheneck hatte nach langem Suchen endlich diejenige gefunden, die er werth hielt, mit ihm durch's ganze Leben zu gehen; heute hatte des Priesters Hand ihn für ewige Zeiten mit

Gräfin Franziska von Breitenstein am Altare des Herrn verbunden.

Doch nicht bloß das Burghaus, ganz Tiefthal hatte sich festlich geschmückt. Alle Häuser waren mit Maien und Blumen geziert, Fahnen flatterten in allen Farben an hohen Masten und Triumphbogen sah man in jeder Straße, an jeder Biegung des Weges, den die Brautleute durch's Dorf nehmen mußten. Jeder Bauer hatte seinen Sonntagsstaat angelegt, die Schuljugend stand am Eingange des Ortes, die Mädchen in blendendem Weiß, die Knaben mit Schärpen geziert, um die liebe Gutsherrschaft zu empfangen.

Da wirbelte fernhin auf der Landstraße eine Staubwolke auf, da hörte man das Rasseln eines Wagens und sofort verkündeten kräftige Böllerschüsse den Harrenden, daß die Ersehnten im Anzuge. Das Echo der Berge, von denen Tiefthal umschlossen, trägt die Kunde weit hinaus und die Kinder ordnen sich in Reihe und Glied; Alles jauchzt und drängt sich heran, um nur ja recht nahe die neue Herrin in Augenschein nehmen zu können. Wären doch die Frauen und Jungfrauen unglücklich, wenn sie sich nachher nicht einander sagen könnten, wie die Braut vom Kopf bis zu Fuß gekleidet gewesen und müssen doch die Jünglinge und Männer aus den Zügen der Gräfin lesen, ob der gnädige Herr die rechte Wahl getroffen, die ihn glücklich machen kann für's ganze Leben.

Aber still; da sind sie. Eben hält der Wagen, dessen Decke zurückgeschlagen, und Aller Augen schauen neugierig nach seinen Insassen, Aller Herzen klopfen laut vor Freude und Bewunderung.

Nun tritt der Bürgermeister des Ortes vor das Brautpaar hin und gibt in einer recht sinnigen Ansprache

den Neuvermählten die Gefühle und Wünsche des ganzen Ortes kund. Auch Pfarrer Friedheim bringt seine Glückwünsche dar und auf ein Zeichen des Lehrers tönt der Festgesang der frohen Kinderschaar in frischen, glockenhellen Tönen harmonisch in die klare Luft hinein. Beglückt lächelt der Graf all' diesen treuen Seelen liebend zu und vor Erregung zittert seine Stimme, da er ihnen für diesen herzlichen Empfang dankt. Thränen der Freude und des Entzückens perlen in den Augen der Gräfin, die schon jetzt, obwohl fast Allen noch unbekannt, so geehrt und beglückwünscht wird. Und wie sie nun in's Dorf hineinfahren, da begleitet sie bis zum Burghause das vielstimmige „Hoch, Heil dem edlen Brautpaare!" Nicht minder freudig und festlich wurden sie vor dem Schlosse von ihrem Dienstpersonal begrüßt und überströmend von seligen Gefühlen betrat Graf von Hoheneck mit seiner Gemahlin die lieblichen, zierlich geschmückten Räume.

Noch ehe der Graf zur Trauung weggeritten, hatte er seinem Verwalter die Weisung gegeben, für den festlichen Tag Alles in Bereitschaft zu setzen zum Empfange und zur Bewirthung vieler Gäste; denn der Graf hatte eine leise Ahnung davon gehabt, daß die Bewohner von Tiefthal ihn festlich empfangen würden und da wollte sein dankbares Herz nicht unerkenntlich bleiben. Kaum angekommen, mußten die Diener sofort in's Dorf eilen und die Einladungen machen. Die Ersten des Dorfes ließ er zu einem Festmahle zu sich in's Schloß bitten, alle übrigen Einwohner des Ortes sollten im Garten bewirthet werden und den Schulkindern war die Terrasse des Schlosses angewiesen, denn diese wollte er möglichst nahe haben, da er ein so inniger Freund der Kinder war.

Zur bestimmten Stunde erschienen die Geladenen

und die Freude und der Jubel gingen nun erst recht los. Die treffliche Bewirthung trug nicht wenig dazu bei, die fröhlichste Stimmung bei den Gästen zu erregen, aber ihren Höhepunkt erreichte sie erst da, als der Graf, seine theure Franziska am Arme, von Tisch zu Tisch, von Gruppe zu Gruppe schritt, und für Jeden ein freundliches Wort hatte und sich so recht von Herzen mit ihnen Allen freute. Unter Sang und Klang, unter Spiel und Tanz neigte sich dieser Festtag seinem Ende zu und eine blendende Beleuchtung macht zu all' diesen Vergnügungen den herrlichsten Schluß. —

Still ist es geworden in Tiefthal, stille auch im Burghause und Alles liegt in süßer Ruhe. Wollte Gott, dieser selige Friede verbliebe all' den Braven für und für. Ja, möchten besonders all' die Tage, die da noch werden sollen, dem gräflichen Paare so freudig, so glücklich verfließen, wie der heutige, der nun zu Ende gegangen! —

Was die Beiden, Graf von Hoheneck und Franziska sich am Altare versprochen, einander in Treue und Liebe anzuhangen immerdar, das erfüllten sie treulich. Wie echte, christliche Eheleute lebte der Eine nur für den Andern und Beide für Gott. Das war ein süßes Liebeleben, das war ein Ehestand, wie ihn wohl unsere Stammeltern im Paradiese geführt haben werden, ehe die Sünde den ersten Zwiespalt in ihre Herzenseinigkeit gebracht. Mit der ängstlichsten Sorgfalt strebte Franziska täglich, ihrem Gatten den Lebensweg zu einem rosigen zu gestalten, mit der innigsten Zuneigung suchte Rudolph der Gattin jede Freude, die sie schuf, durch eine wo möglich noch größere zu belohnen. Vom Himmel mit irdischen Gütern auf's Reichlichste gesegnet, benutzten sie dieselben mit Weisheit

und freigebigen Händen zum Wohle ihrer Mitmenschen. Da war kein Armer im Dorfe, der nicht reichlich Wohlthaten empfing von dem gräflichen Paare, da war kein Kranker im Orte, der nicht die Theilnahme und Hilfe des Grafen oder der Gräfin erfuhr. Wollte ein unbemittelter Familienvater sich ein Häuschen, einen Stall oder eine Scheune bauen, so erhielt er unentgeldlich aus den gräflichen Waldungen das nöthige Holz. Die arme Wittwe, die nicht wußte, woher Futter nehmen für die hungrige Kuh, hatte nur dem Verwalter die Anzeige zu machen, und die üppigen, fetten Weiden des Grafen standen auch ihr zu Gebote. Fehlte es Diesem oder Jenem am sonntäglichen Kleide, um in Zucht und Ehren im Hause des Herrn erscheinen zu können; eine Anmeldung im Burghause genügte und die Ausstattung war da. Als die Kinder vom ehrwürdigen Pfarrer zum ersten Male zum Tische des Herrn geführt wurden, da ließ es sich die Gräfin nicht nehmen, die Dürftigen unter ihnen vom Kopf bis zu Fuß neu zu kleiden und Nachmittags wurden Alle auf's Beste bewirthet im Burggarten. Freilich wurden alle diese Spenden, wie schon erwähnt, mit weisem Sinnen gemacht. Nur der, der sich der Wohlthat würdig zeigte, durfte sicher in seinen Nöthen auf Hilfe rechnen.

War es da zu verwundern, daß das ganze Dorf, ja die ganze Umgegend voll war vom Lob der Edlen und daß ganz Tiefthal in ungeheuchelter Liebe dem Grafenhause zugethan war? —

Groß war daher auch die Trauer bei Allen, als sich die Kunde im Dorfe verbreitete, die gnädige Frau sei heftig erkrankt. Da war keine Familie, in der nicht für ihre Genesung zu Gott gefleht, kein Herz, das nicht mit-

fühlte und mitlitt bei diesem Unglücksfalle. Wie beklagte man den armen Grafen, der mit solcher Liebe an seiner Franziska hing und sie nun so schmerzlich leiden sah. Die ersten Aerzte von nah und fern hatte er herbeigerufen, die sorgsamste Pflege wurde ihr zu Theil. Tag und Nacht wich Rudolph nicht vom Bette seiner innigst Geliebten; aber alle Sorge, alle Pflege, alle Wissenschaft wollte hier nicht verfangen. Bleich und abgehärmt, mit umflortem Blick und blutendem Herzen schlich der Graf durch die Gemächer. Das Leben seiner Franziska stand auf dem Spiele und er wußte sie nicht zu retten. Nur sein starker Glaubensmuth hielt ihn noch aufrecht in diesen Stunden, wo der Tod seine kalte Hand an sein Liebstes legen, wo der Würgengel seine schönste Blume knicken wollte.

Und er knickte sie, die köstliche Blume, die so lieblichen Wohlgeruch um sich her verbreitete, die so Viele durch ihr sinniges Blühen erfreut und erquickt. Da lag sie, die noch nicht manches Jahr an der Seite des zärtlichen Gatten verlebt, da lag sie kalt und erstarrt auf dem Todtenbette und ihre Seele war der Erde entflohen.

Lange stand der Graf, einem Steinbilde gleich, bei der geliebten Todten, ihre kalte Hand ruhte in seiner Rechten, und sein starrer, heißer Blick auf dem bleichen Antlitze der Entschlafenen, die ihm noch im Tode entgegen zu lächeln schien. Alles zitterte für den Herrn, denn dieser namenlose Schmerz mußte sein Herz brechen. Da trat Pfarrer Friedheim in's Todtengemach, legte milde seine Hand auf des Grafen Schulter und sagte sanft und herzlich: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, des Herrn Name sei gebenedeit!" Rudolph von Hoheneck zuckte zusammen, mit einem Blicke, der unend-

lichen Seelenschmerz verrieth, schaute er den Seelsorger an und ein heißer, wohlthätiger Thränenstrom entquoll den brennenden Augen. Das rettete ihn, denn Thränen erleichtern das Herz und vermindern den Schmerz. Er warf sich über die theure Leiche hin und sein blutendes Herz machte sich Luft. „Ruhe sanft, Geliebte, bis auf Wiedersehen im Jenseits!“

Dann ließ er sich willenlos vom Pfarrer aus diesem Asyl des Todes wegbringen und war dem Leben wiedergewonnen. Als die Leiche zur Gruft bestattet wurde, war das ganze Dorf auf den Beinen, der früh Verblichenen das letzte Geleit zu geben. Allen, denen die Verstorbene Wohlthaten erwiesen, träufelten die hellen Thränen hernieder und als Pfarrer Friedheim die Leichenrede hielt, blieb kein Auge trocken.

Die kühle Gruft hatte die sterblichen Ueberreste, die hier dem Auferstehungstage entgegenreifen sollten, aufgenommen und die Trauernden und Leidtragenden kehrten in ihre stillen Behausungen zurück.

Zweites Kapitel.

Clara.

Da saß der Graf in seinem stillen Gemache und gedachte mit schwerem Herzen der theuren Lebensgefährtin, von der er gehofft, daß sie ihm immer zur Seite bleiben, daß sie viele, lange Jahre mit ihm vereint durch dies Erdenleben wallen und sein Glück und seine Freude sein würde. Die wenigen Jahre, da er das geliebte Weib sein nennen durfte, zogen an seinem trauernden Geiste vorüber und zeigten ihm so manche frohe Stunde, die sie ihm bereitet, so manchen sonnigen Tag, den ihr Lächeln, ihre himmlische Milde und Güte ihm so rosig gestaltet. Das Alles war nun dahin. Wie öde und leer erschien ihm jetzt seine prachtvolle Wohnung, wie einsam die herrliche Umgebung, wie freudlos Alles, was bis jetzt sein Herz ergötzt. Seine Augen wurden feucht und schon träufelten die hellen Thränen wieder über seine blassen Wangen, als ihn plötzlich ein lautes Weinen aus seinem dumpfen Hinbrüten aufschreckte.

„Zürne mir nicht, o Du gütiger Himmel, daß ich

in meinem herben Schmerz des großen Trostes uneingedenk war, den Deine Vaterhuld mir noch ließ. O, ich verstehe Deine Mahnung gar gut. Du willst mich daran erinnern, daß ich doch noch nicht so gänzlich verlassen bin, daß mein Leben doch noch einen Zweck hat und die Zukunft vielleicht noch manche Freude für mich in ihrem dunkeln Schooße birgt! Habe Dank für dieses Geschenk und verzeihe dem treuliebenden Gatten, wenn er sich der Trauer zu sehr überließ. Ich will und muß nun suchen, ihrer Herr zu werden. Gib Du mir Kraft und Muth dazu!"

Also mit seinem Schöpfer redend, stand Graf Rudolph vom Sessel auf, verließ das Gemach und schritt hinaus. Bald hatte er das Zimmer erreicht, von wo das Weinen kam. Er öffnete geräuschlos die Thüre und befand sich bald einem kleinen, zierlichen Bettchen gegenüber, in welchem auf schneeigem, seidenem Kissen ein allerliebstes Mädchen lag, das ihm nun, noch die hellen Thränen in den Augen, freudig entgegenlächelte.

„Was fehlt denn meiner kleinen Clara?" sagte der Graf mit inniger Zärtlichkeit, beugte sich auf das Kind herab und küßte seine rosigen Lippen.

Das Kind aber streckte seine kleinen Händchen dem Vater entgegen und dieser hob es aus seinem Bettchen und herzte und küßte es von Neuem. Wohlgefällig schaute er ihm in die hellen, blauen Augen und schien sich an dem zarten Lieblinge nicht satt sehen zu können.

„Zug um Zug bist Du das treue Abbild meiner Franziska. O, gebe der Himmel, daß Dich auch ihre Herzensgüte, ihre Milde und Freundlichkeit, ihre aufopfernde Liebe, ihr uneigennütziger Wohlthätigkeitssinn einst schmücken möge. Dann sollst Du stets mein liebes,

herziges Kind sein. Dann will ich dem Himmel doppelt danken, der mir Dich gleichsam zum Ersatze gegeben für meine dahingeschiedene Franziska!"

Innig erfreut sah die Wärterin, die gleich auf den ersten Ruf der Kleinen herbeigeeilt war, auf dieses schöne Bild, auf den glücklichen Vater und das lächelnde Kind. Wie that es der treuen Lisette so wohl, endlich wieder einen Sonnenblick auf diesem bleichen Gesichte zu bemerken, das nun schon so manchen Tag gar ernst und wehmuthsvoll d'reingeschaut. Das erstorbene Herz war dem Leben wieder gegeben, die tödtende Erstarrung hinweggeschmolzen und Friede und Ergebung an die Stelle des Grams und der Zaghaftigkeit getreten. So sehr dieser Anblick ihr gutes Herz entzückte, so gerne wäre sie doch auch ganz stille wieder hinausgeschlichen, um den Glücklichen durch ihre Gegenwart in den Erweisen seiner väterlichen Zärtlichkeit nicht zu stören. Aber mußte sie nicht jeden Augenblick gewärtig sein, daß er ihr den Liebling zur fernern Pflege übergeben werde? Das nöthigte sie zum Bleiben. Doch so bald schien der Graf sie nicht in Anspruch nehmen zu wollen. Tändelnd und leise summend ging er mit seiner lieben Clara im Zimmer auf und ab und dachte nicht einmal daran, daß noch eine dritte Person zugegen war. Endlich aber schienen seine Augen sie zu suchen und dienstfertig sprang Lisette herbei, um den theuren Liebling aus seinen Händen in Empfang zu nehmen.

„Lisette," sprach der Graf, „ich weiß zwar, wie treu Sie bisher meinem Hause gedient, mit welcher Liebe Sie an meiner Gattin gehangen, mit welcher Aufopferung Sie ihr in den letzten Stunden ihres Lebens beigestanden; aber dennoch glaube ich Sie nochmals daran erinnern zu müssen, daß ich Ihnen mit meiner Clara den größten

Schatz anvertraue, den ich jetzt habe. Hüten Sie mir das Kind wie Ihren Augapfel und setzen Sie dadurch Ihrer Anhänglichkeit und Treue die Krone auf. Dies Kind ist nun mein Alles auf der Welt und der geringste Unfall, der es träfe, würde mein Herz bluten machen!“

Daß die Wärterin dem ängstlich besorgten Vater die aufmerksamste Pflege des Kindes versprach, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Liebte sie ja doch Clara, als ob's ihr eigenes Kind gewesen. Beruhigt verließ der Graf die Beiden und fühlte sich durch die Unterhaltung, die er so eben gehabt, mächtig getröstet.

Wohl war die Freude Rudolphs von Hoheneck groß gewesen, als ihn seine Franziska vor Jahresfrist mit diesem Pfand ihrer Liebe beschenkt, wohl hatte er auch zu Lebzeiten seiner Gemahlin manche schöne Stunde mit Herzen und Küssen des Töchterleins zugebracht, allein daß dies Geschenk des Himmels ihm einst noch theurer werden würde, daß es so bald sein mächtigster Tröster sein sollte, das hatte sein Herz nicht geahnt. Und doch war es so gekommen und er dankte jetzt tagtäglich seinem Schöpfer für diese große Wohlthat.

Von Stunde zu Stunde empfand er es tiefer und inniger, was ihm dies Kind war. Die Liebe, mit der er seiner treuen Gattin bis zu ihrem Tode angehangen, übertrug er jetzt ganz auf seine Clara und ihr fröhliches Gedeihen, ihr kräftiges Heranwachsen erfüllte sein Herz mit nie geahnter Wonne. Und als das Kind erst anfing, die ersten Worte zu stammeln, als er von dessen Lippen den trauten Vaternamen vernahm, o, wie jubelte da sein ganzes Herz in frohen Dankgefühlen zum Schöpfer auf. Aber auch mit welcher Sorgfalt, mit welcher ängstlichen Aufmerksamkeit wachte er über sie. Wie war er bemüht,

selbst das geringste Ungemach von diesem theuren Wesen fern zu halten, ihr dagegen jede Minute ihres Erdenlebens zu einer glücklichen zu gestalten. Was er dachte und was er that, war Alles nur auf sein Kind gerichtet, fand seinen letzten Endzweck immer in ihrem Wohlergehen. Und wahrlich, sein Mühen war kein vergebliches.

Wenn je ein Kind eine glückliche Jugendzeit verlebte, dann war es sicherlich sein Clärchen. Wenn irgendwo ein Liebespfand an Leib und Seele auf's Prächtigste gedieh, dann war es gewißlich das, welches seine Franziska ihm hinterlassen. Weit und breit möchte man umsonst nach einem solchen Töchterchen gesucht haben und wohl hatten die Tiefthaler recht, wenn sie sagten: Es ist ein Kind wie ein Engel. Schön wie der junge Tag wuchs Clärchen heran; die blonden Locken umrahmten ein rosiges, ewig lächelndes Gesicht, aus den blauen Himmelssternen ihrer Augen leuchteten Wohlwollen und Herzensgüte und über die kleinen Purpurlippen tönte ein Stimmchen, hell und rein wie ein Silberglöckchen. Wie ein Reh sprang das holde Mädchen an des Vaters Hand oder doch unter seinen oder Lisettens Augen durch den blühenden Garten und den schattigen Park, einem Schmetterlinge vergleichbar, und an Pracht und Schönheit mit den üppigsten Kindern Flora's wetteifernd. Doch was das Entzückendste für den Vater war, mit dieser herrlichen Körpergestalt stand die edelste Seele im lieblichsten Einklange. Damit soll aber nicht nur die Kinderunschuld gemeint sein, die Gott jedem kleinen Erdenbürger als höchste Gabe und werthvollsten Schmuck verleiht, sondern mehr noch alle die Tugenden, die sich bei Clara in vorgerücktem Alter zeigten. Ja, wahrlich, das Gebet, welches der Vater einst am Bettchen der Kleinen gesprochen, es schien glänzend in Erfüllung zu gehen.

Verging doch kein Tag, wo nicht eine Anzahl Kinder aus dem Dorfe sich am Burghause einfanden, des Augenblicks gewärtig, da Clärchen unter sie trat und mit der größten Herzlichkeit jedem eine Gabe reichte, dem einen kräftigen Imbiß, diesem ein Kleidchen, ein Jäckchen oder sonst ein Kleidungsstück, ja sogar ihre Spielsachen vertheilte das wohlthätige Mädchen unter sie. Doch nicht nur die Kinder, auch die Erwachsenen des Dorfes wußten viel von ihrer Mildthätigkeit zu sagen. War auch der Graf von jeher selbst sehr freigebig gewesen, so wandten die Hilfesuchenden sich doch immer lieber an das Töchterchen, das ja in allen Fällen eine so kräftige Fürsprecherin beim Vater war und nie ging ein Nothleidender unbeschenkt, ungetröstet von Clara weg.

Und erst ihre Frömmigkeit. Man mußte das Mädchen sehen, wie es in seinem Schlafgemach auf dem Betschemel kniete, die feinen Hände andächtig gefaltet, die Augen zum Christusbild erhoben, wie sie dann so recht aus tiefstem Herzensgrunde vor dem Herrn ihre Seele aufschloß; man mußte in der Burgkapelle oder in der Kirche des Dorfes diese jugendliche Beterin gewahren, um die Ueberzeugung zu haben, so, nur so können die Engel am Throne Gottes knien, um ihm zu huldigen.

Daß sie ängstlich bemüht war, dem theuren, von ihr innigst geliebten Vater die leisesten Wünsche abzulauschen, um sie schleunigst zu verwirklichen, daß ihr Herz für jede wohlwollende Miene, für jedes gute Wort, für die geringste Wohlthat herzlich dankbar war, das Alles verstand sich bei ihr schon von selbst. Kurz, es gab keine Tugend, die der Mensch in ihrem Alter zu üben im Stande ist, mit der sie nicht geschmückt war. Mußte das nicht des Grafen Herz mit Wonne erfüllen? Konnte er

nicht mit vollem Rechte auf ein solches Kind stolz sein? Was Wunder darum auch, daß er täglich seinen Schöpfer heiß und innig anflehte, ihm diesen Schatz zu erhalten, daß er dieses Kleinod hütete wie seine eigene Seele.

Und erst als der Tag kam, wo dieser Engel zum ersten Male mit dem Brode der Engel gespeist wurde, o welcher Jubel erfüllte da des Grafen Brust. Wie drückte er die Gottgeliebte an sein überströmendes Herz, wie quollen so reichlich die Freudenthränen aus seinen wonnestrahlenden Augen. Er wußte seinem dankbaren Herzen nicht genug zu thun für die Gnade des Herrn. Reichlich war die Ausstattung gewesen, die er den Dorfkindern gegeben, ein Kapital hatte er an diesem festlichen Tage in die Hände des Pfarrers gelegt, von dessen Zinsen Jahr aus, Jahr ein eine Anzahl junger Christen bei Gelegenheit ihrer ersten heiligen Kommunion bedacht werden sollten, und damit noch nicht zufrieden, spendete er dem treuen Seelsorger für die Liebe, mit der er seine Clara in den Wahrheiten des Heiles unterwiesen, ein herrliches Meßgewand. Waren schon zu Lebzeiten der Gräfin die Erstlinge der Kommunikanten auf dem Gute bewirthet worden, so geschah dies nun in der freigebigsten Weise. Der Garten hallte wieder vom Jauchzen der frohen Kinderschaar.

Im Orte selbst aber sagte an dem Abende dieses Tages ein Dörfler zum andern: „Wahrlich, der Himmel muß diese zwei edlen Menschen, den Grafen und die Tochter mit seinem besten Segen überschütten für all' die Herzensgüte und Liebe, die sie Beide in so reichem Maaße ihren Nebenmenschen zu Theil werden lassen. Es ist aber diese Clara auch jetzt schon die leibhaftige Gräfin! Erinnerte man sich doch heute bei ihrem Anblicke unwillkürlich an

jenen schönen Tag, wo sie zum ersten Male als des Grafen Gemahlin in unser Dorf einzog. Gott erhalte dem menschenfreundlichen Vater doch dieses liebe Kind recht lange!" —

War es der Freude für den guten Grafen zu viel gewesen, oder wollte Gott ihm warnend zurufen, er solle sein Herz nicht zu sehr an das hinfällige Leben eines Menschen ketten; wollte der himmlische Vater den Guten noch ferner in der Schule des Leidens prüfen oder war der Kelch der Freuden für ihn nicht weiter bestimmt hinieden; genug, sein herzinnig geliebtes Kind, seine theure Clara wurde von jener verrätherischen Krankheit, vom Nervenfieber erfaßt und auf's Krankenlager geworfen und das in eben dem Augenblicke, wo sie zum ersten Male dem Vater unfolgsam gewesen.

Dort unten im Dorfe hatte diese Krankheit in der Hütte einer armen Familie ihren Anfang genommen und bald mehrere Haushaltungen heimgesucht. Clara, ganz dem Beispiele ihrer Mutter folgend, war hingegangen, tagtäglich die Kranken zu besuchen und zu versorgen, wie es nur ihre Kräfte vermochten. Da man in der ersten Zeit die Krankheit bei ihrem wahren Namen zu benennen scheute, vielleicht in der wohlgemeinten Absicht, Niemanden durch Empfindlichkeit dagegen schon für dieselbe empfänglich zu machen, so wurde der Graf nicht gewahr, in welche Gefahr seine liebe Tochter sich jeden Tag begab. Als man aber endlich den wahren Charakter der Seuche nicht mehr verheimlichen konnte, da ermahnte der Vater seine Clara ernstlich, nicht mehr diese Art Kranken zu besuchen. O wie that das dem mitleidigen Herzen des Mädchens so wehe. Sie half ja so gerne und wußte ja so gewiß, daß man sie dort unten mit inniger Freude kommen sah.

Allein der Vater hatte es verboten, und sie bekämpfte ihr verlangendes Herz und blieb zurück.

Eines Tages aber brachte man ihr die Kunde, daß Franziska, das Mädchen, welches ihre Mutter einst aus der Taufe gehoben, welches ihre liebste Gespielin war, mit dem sie sich auch an jenem glücklichen Tage ihrer ersten heiligen Kommunion gepaart hatte, ebenfalls von der heimtückischen Krankheit ergriffen worden sei, und da zog es sie mit allen Fäden ihres mitleidigen Herzens zu ihrer Franziska hin, besonders, da sie hörte, wie sehr sich ihre Gespielin nach ihr sehne. Zwar würde sie nicht gegangen sein, ohne zuvor den Vater um Erlaubniß gefragt zu haben; allein unglücklicher Weise war dieser, Geschäfte halber, eben nicht zu Hause und kam auch in den ersten Tagen nicht zurück. Konnte indessen ihre liebe Franziska nicht dahingerafft werden und sie sollte sich dann fortwährend den Vorwurf machen müssen, derselben ihre dringende Bitte abgeschlagen und sie nicht besucht zu haben? Und würde der Vater, wenn er zugegen wäre, nicht in diesem Falle eine Ausnahme machen und ihrer Bitte nachgeben? So dachte sie und ohne sonst Jemanden etwas zu sagen, schlich sie in's Dorf hinab und stattete ihrer Franziska, die sie so sehnlichst erwartet hatte, ihren Besuch ab.

Die Folge davon war, daß sie, von der Krankheit angesteckt, sich selbst bald darauf unwohl fühlte und daß in Kurzem das bösartige Nervenfieber sie mit aller Gewalt befiel.

Wer beschreibt die Bestürzung des armen Vaters, wer seine Trauer und seinen gerechten Schmerz, als er seinen Liebling, sein theures Kleinod, an dem er mit allen Fibern seines Herzens hing, im heftigsten Fieber auf dem

Krankenlager liegen sah? O, wie gerne hätte er selbst alle Schmerzen getragen, die er seine liebe Clara erdulden sah, wie gerne würde er sein Herzblut für diesen leidenden Engel hingegeben haben, hätte er damit die Krankheit bannen können. Wie flogen die Diener nach allen Richtungen auf flüchtigem Rosse hin, um schleunig ärztliche Hilfe zu holen, wie bangte sein Herz dem Ausspruche der Männer der Wissenschaft entgegen. Und als sie kamen, der erste, der zweite, der dritte, als sie die Kranke examinirten und untersuchten, o, wie hing da des Vaters Blick an jeder Linie ihres Gesichtes, um dort zu lesen, wie es um sein Kind stehe. Leider konnte ihr Ausspruch die tödtliche Angst seiner Seele kaum mindern.

„Es hat das Nervenfieber Ihre theure Tochter mit der ganzen Gewalt erfaßt und wird dem armen Mädchen stark zusetzen. Lebensgefahr ist für jetzt aber noch nicht vorhanden und wir dürfen uns der Hoffnung hingeben, das arme Kind zu retten. Freilich müssen wir der Krankheit ihren ruhigen Verlauf lassen. Wenn dann, was Gott verhüten wolle, kein unvorhergesehener Zufall eintritt, dürfte in etlichen Wochen alle Gefahr vorüber sein. Aber die genaueste Beobachtung unserer Vorschriften ist unbedingt nöthig, was wir gleichwohl selbstredend voraussetzen dürfen!“

Als diese Vorschriften gegeben waren, entfernten sich die Aerzte. Der Graf aber setzte sich am Krankenbett der Tochter nieder und ließ seine sorgenvollen Blicke unausgesetzt in ängstlicher Spannung auf der Kranken ruhen.

Drittes Kapitel.

Das Gelübde.

Fieberschauer schüttelten das Mädchen; unruhig warf sie sich auf ihrem Lager hin und her. Wirr waren die Worte, die sie ab und zu hervorstieß. Bald wollte sie die scheußlichen Thiere aus dem Zimmer entfernt wissen, die sie zu verschlingen drohten, bald sollte man ihr das schöne Porzellan zu ihren Füßen wegnehmen, das sie sonst zertreten müsse. Zu ihrer Beruhigung machte dann der Vater mit seinem gequälten Herzen allerlei Bewegungen im Gemache, als sei es ihm darum zu thun, die Ungeheuer, die freilich nur in der Phantasie seiner Tochter existirten, zu verscheuchen. Sein Zureden, das, was sie zu sehen glaube, sei in Wirklichkeit nicht vorhanden, konnte die Kranke nicht beruhigen und so blieb ihm denn kein anderes Mittel übrig, als auf ihre Ideen einzugehen. Freilich hatte er damit nicht viel gewonnen. Kaum war sie in dieser Hinsicht zufrieden gestellt, so hielt schon wieder ein anderes Hirngespinnst bei ihr seinen Einzug und von Neuem fuhr sie erschreckt auf und bat, doch die

armen Kinderchen aus dem Feuer zu ziehen, damit sie nicht elend umkämen. So jagte ein Schreckbild das andere in ihrem Geist, bis sie zum Tode ermattet in die Kissen sank und vor übergroßer Schwäche die von Fiebergluth gerötheten Augen schloß. Zu all' diesen Leiden kam noch ein entsetzlicher Durst und es war dem Vater eine wahre Genugthuung, daß die Aerzte es erlaubt hatten, dem Kinde Wasser zu geben, so viel es nur wolle. Damit beging man zwar einen Verstoß gegen die früher geltende Ansicht, kaltes Wasser sei für Nervenfieberkranke wie Gift; allein die Wissenschaft der Neuzeit ist hierin zum Besten der Kranken anderer Meinung geworden.

Wir wollen nicht allen Stadien der Krankheit Clara's folgen. Hat es doch für das fühlende Herz des Menschen nichts Tröstliches, dem Leiden des Nächsten, bei dem man doch hilflos dasteht, zuzuschauen. Machen wir es darum so kurz als möglich. Trotz der sorgsamsten Pflege, trotz der großen Bemühungen und täglichen Besuche der Aerzte wurde der Zustand Clara's von Tag zu Tag schlimmer. Die Krankheit hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die Aufgeregtheit war in völlige Raserei übergegangen und nur die nervigen Arme kräftiger Männer vermochten es, das zarte Mädchen im Bette zurück zu halten. Sie war nicht mehr wieder zu erkennen, die Liebe. Glühte auch ihr Gesicht wie Feuer, wenn sie in ihrer Tobsucht mit aller Gewalt vom Lager aufspringen wollte; bleich und kraftlos lag sie da, sobald die Anfälle vorüber waren. Die vollen Wangen waren eingefallen, die Augen hatten sich tief unter die Stirne zurückgezogen, die blühenden, schwellenden Lippen waren blutlos und dünn geworden, die ganze Gestalt des schönen Körpers glich nunmehr eher einem Skelette als einem Menschen. Jeder, wer sie so sah, meinte, ihre

Auflösung stehe bevor. Auch der unglückliche Vater gewahrte dies Alles, aber sein Herz sträubte sich mit aller Macht gegen den Gedanken, er könne sein Liebstes verlieren. Wie bestürmte er die Aerzte, die nun fast nicht mehr aus dem Hause kamen, ihm zu sagen, was er zu hoffen oder zu fürchten habe. Mitleidig zuckten diese die Achseln und sprachen: „Lieber Herr Graf! die Krankheit hat ihre Krisis erreicht und da ist ein Umschlag zum Bessern ebenso gut möglich und zu erhoffen, als sich auch das Schlimmste befürchten läßt. Wir haben Alles gethan, was in unserer Macht stand und wie es unsere Schuldigkeit war. Das Uebrige müssen wir dem anheimgeben, der die Krankheit kommen ließ und auch nur allein sie gehen heißen kann. An diesem Gedanken halten auch Sie fest. Er wird Ihnen Trost und Stärke geben. Thun Sie aber in Allem Ihre Pflicht. Es gibt noch eine Arznei, die wir freilich nicht verschreiben, wohl aber anrathen können. Sie hat ja schon oft wunderbar geholfen, selbst da, wo der Arzt den Kranken aufgeben zu müssen glaubte. Rufen Sie den Seelsorger und lassen Sie Ihrem Töchterchen die Sakramente der Kranken spenden!"

Das war Tröstendes und Entmuthigendes in einer Schale gereicht. Aber ähnlich hatte auch schon der brave Pfarrer, der jeden Tag seinen Liebling besuchte, gesagt, und schnell entschlossen, ließ der Graf diesen um den angerathenen Liebesdienst bitten.

So rasch ihn seine alternden Füße zu tragen vermochten, war Pfarrer Friedheim da und versah die theure Kranke mit den Sterbsakramenten.

Eine wunderbare Ruhe trat bei dem Mädchen ein, sobald es mit seinem Gotte so innig vereinigt war und schon glaubte der Graf, wie auch Alle, die Gelegenheit

hatten, Clara zu beobachten, die Krankheit neige sich zur Umkehr. Da sollte der liebende Vater neuerdings geängstigt und beunruhigt werden. Die Nacht hatte ihre schwarzen Flügel auf der Erde ausgebreitet. Die müden Menschenkinder waren zur Ruhe gegangen, nur der Graf saß noch im Krankenzimmer seiner Tochter und horchte auf jeden Athemzug der Geliebten. Doch sie schien sanft zu schlummern. Um dem Schlafe zu wehren, der sich allgemach bei ihm einstellte und gebieterisch sein Recht forderte, nahm Rudolph von Hoheneck ein Buch zur Hand, setzte sich an den Tisch und begann beim gedämpften Lichte der Lampe zu lesen. Er hatte dabei den Rücken dem Bette zugekehrt. Lautlose Stille herrschte im Gemach. Die anziehende Lektüre nahm den nächtlichen Leser so in Anspruch, daß er für Augenblicke vergaß, im Krankenzimmer seiner Tochter zu sein.

Plötzlich tönten wie aus hohlem Grabe die Worte an sein Ohr: Was liesest Du da! Und als der Graf sich schaudernd und erschreckt zusammenfahrend umwandte, sah er in das abgemagerte, hohläugige Gesicht seiner Tochter hinein, die sich über seine Schulter gebeugt und mit stierem Blicke in's Buch hineinschaute. Als er so still da gesessen, war sie aus ihrem leichten Schlummer erwacht; die unbegreifliche Stärke, die wir so oft an Nervenfieberkranken gewahren, hatte ihr Kräfte gegeben, sich aufzurichten und ihr Lager zu verlassen. Leise war sie auf den nichts ahnenden Vater zugeschlichen und stand nun, einem Gespenste gleich, vor dem Erschrockenen.

„Liebe, herzinnig geliebte Clara, o komm, laß mich Dich wieder zu Bette bringen,“ bat er sie und mit mächtigem Arme trug er sie zurück. Aber nun begannen auch wieder ihre früheren Rasereien, so daß sich der Unglückliche

genöthigt sah, durch die Klingel die wachende Dienerschaft herbei zu rufen.

Endlich, endlich hatte sich der Anfall wieder gelegt. Aber noch abgematteter, noch kraftloser lag nun das arme Kind da, als ob's schon eine Leiche wäre. O, wie zerriß dieser Anblick neuerdings das Herz des Vaters, der sich schon in den schönsten Hoffnungen gewiegt. Wie zerschnitt es ihm die Seele, sein Kind in diesem Zustande zu sehen. Da kam ihm wieder der Rath der Aerzte in den Sinn, all' sein Vertrauen auf Gott zu setzen. Er ließ die Dienerschaft abtreten, warf sich vor dem Bilde des gekreuzigten Heilandes auf die Kniee und flehte heiß und inbrünstig um das Leben seines Kindes.

„Guter, liebevoller Vater im Himmel," so sprach er mit bebenden Lippen, „o, siehe mitleidig auf uns herab und friste das Leben derer, die mir in's Herz gewachsen, ohne die ich vermeine, nicht leben zu können. Ein Opfer, schwer und groß, hast Du von mir verlangt. Das liebende und geliebte Weib hast Du von meiner Seite genommen. Ich habe schweigend geduldet und demüthig und mit Ergebung Deine Vaterhand geküßt. O, so erhöre mich denn doch jetzt. Gewiß vereint meine dahingegangene Franziska in diesem Augenblicke ihre Bitten mit den meinigen. Bin ich der Erhörung unwerth, so sieh auf ihre reine, makellose Liebe, sieh auf das arme, unschuldige Opfer, das da in seinen Todesnöthen liegt und gib Heilung und Genesung, wenn es anders zu unserm Heile dienlich ist. Ich gelobe Dir ein kostbares Geschenk, ich will reichlich das heilige Meßopfer für ihre Besserung darbringen lassen, ich will Dir alle Tage meines Lebens auf meinen Knieen Dank sagen für Deine Güte, wenn Du mich erhörest. Ja, Vater, wenn es nicht eine frevelhafte Bitte ist, so flehe

ich zu Dir: Verkürze meine Lebenstage, nur rette mein Kind!"

In ähnlicher Weise rief das wunde Herz noch lange zum Vater hinauf, indeß die Tochter laut- und regungslos da lag. Wird der himmlische Vater die Bitte erhören? Wird er dem Tode gebieten, an diesem Kinde schonend vorüber zu gehen? Ist es seinem ewigen, unerforschlichen Rathschlusse gemäß, vom Rande des Grabes die Kranke zurückzurufen? —

Die traurige, kummervolle Nacht war verschwunden, die letzten Sterne am Himmel verblichen und der junge Tag goß schon seinen Purpurglanz in die erwachende Welt hinein. Da stand der bleiche Graf abermals am Bette seiner Clara. Sein müdes Auge, das schon so lange kein Schlaf mehr erquickte, ruhte auf dem welken Gesichte des Mädchens, um zu erspähen, ob er hoffen dürfe. Siehe, da trat ein leichtes Roth auf die Wangen der Kranken. Der Graf schaute um, um zu sehen, ob dies vielleicht der Wiederschein der Morgenröthe sei, die dort am östlichen Himmel prangte. Doch nein, bis zum Bette des Kindes fielen sie nicht, die purpurnen Strahlen. Sollte das wiedererwachendes Leben, sollte das die Morgenröthe der kommenden Gesundheit sein? Fiebergluth war's nicht mehr, das sah der forschende Blick wohl. In süßes Hinstarren verloren, kehrte die Hoffnung wieder in seinen Busen ein. Clara bewegt die Augen, jetzt, jetzt hebt sie die dünnen Lider und ein freundlicher, heller, verständiger Blick trifft den entzückten Grafen. Das matte Auge zeigte wieder etwas Glanz und ein liebliches Lächeln umlagerte den Mund, dessen Lippen sich nun öffneten, und wenn auch leise, doch deutlich vernehmbar die Worte: „Vater, lieber Vater!" aussprachen.

Welche Seligkeit, welche Wonne durchströmte da des Vaters Herz. Liebevoll, mit Freudenthränen in den Augen, beugte er sich auf sein theures Kleinod herab und küßte die reine, edle Stirne, küßte das wiedergekehrte Roth auf den eingefallenen Wangen, küßte den schmalen, freundlich lächelnden Mund.

„Meine liebe, liebe Clara. Wie machst Du mich so glücklich. O, sage mir, wenn's Dich nicht allzusehr angestrengt, wie ist Dir, wie fühlst Du Dich diesen Morgen?"

„Matt, sehr matt, Vater, aber wie ich meine, doch besser!"

„O tausend Dank Dir, liebes Clärchen, für dieses entzückende Wort. O Du ahnst nicht, wie Du mich dadurch beglückst!"

Und wieder küßte er das liebe Kind, und war ihm früher das Herz fast gebrochen vor tiefem, namenlosem Wehe, so drohte nun die übergroße Freude ihm die glückliche Brust zu sprengen. Doch der wahre Christ hat in Freud und Leid den besten, sichersten Halt im Hinblicke nach Oben. So sank auch Rudolph von Hoheneck vor seinem Schöpfer nieder und sagte ihm aus überströmendem Herzen Dank.

In diesem Augenblicke wurden die Aerzte angemeldet, die gleich darauf mit besorgter Miene in's Zimmer traten. Sie waren schon so frühe erschienen, weil sie gar zu gut den bedenklichen Zustand kannten, in dem sie gestern ihre Patientin verlassen. Doch was war denn das? Wie sah der Graf diesen Morgen so heiter und froh d'rein? So hatten sie ja sein Antlitz lange nicht mehr geschaut. Da mußte eine glückliche Aenderung eingetreten sein.

„Nun, was macht das arme Kind?" redeten sie den Grafen neugierig an.

„O, wenn mich nicht Alles täuscht, so können wir das Beste hoffen. Doch treten Sie gefälligst näher, ich glaube, die Kranke kann Ihnen heute selbst Rede und Antwort stehen!“

Rasch hatten sie sich dem Bette genähert und bald konnten sie zu ihrer eigenen großen Freude die Meinung des Grafen bestätigen.

„Nein, lieber Herr Graf, Ihre Hoffnung hat Sie nicht getäuscht. Das Mädchen ist gerettet. Wenn wir nun nicht nachlassen in unserer Sorgfalt, wenn die Pflege behutsam fortgeführt wird, wie bis heran, dann werden Sie bald wieder Ihre liebe Clara als Genesene in die Arme schließen können!“

Nun jubelte der Vater erst recht auf. Er hätte die Aerzte für ihre Worte küssen mögen. Sogleich sandte er zu dem alten, treuen Freunde seines Hauses, zum Pfarrer Friedheim, und ließ ihn zu sich bitten. Der Graf wußte gar zu gut, daß dieser biedere Seelsorger fast nicht minder von Angst und banger Befürchtung gequält ward um die Leidende, wie er selbst und wollte ihm deßhalb auch so schnell wie möglich die frohe Kunde zu Theil werden lassen.

Rasch war dieser auf dem Wege zum Burghause.

Die Dörfler, die den Pfarrer in solcher Hast zum Grafen eilen sahen, liefen ängstlich zusammen und Einer sagte zum Andern: „Ach Gott, ach Gott! Das liebe Clärchen ist gewiß todt! Sahest Du nicht den Pfarrer so eben vorbei gehen. Was sag' ich, gehen! Er lief fast und das so rasch, wie es seine alten Beine nur vermochten. Ach Gott, der arme unglückliche Graf. Das ist des Leidens doch zu viel. Erst die liebe gnädige Frau und nun dieses engelgleiche Kind. Was wird das da oben für Jammern und Wehklagen sein!“

Und ohne daß sie es merkten, liefen den Sprechenden selbst schon die lichten Thränen die Wangen herab. In ihre Häuser traten sie nicht mehr; vielmehr pflanzten sich die Besorgten an dem Wege auf, auf dem der Pfarrer zurückkommen mußte, um aus seinem Munde das Schreckliche zu hören.

Der aber kehrte bald zurück und hohe Freude verklärte seine Züge. Als er an den hastigen Fragen seiner Pfarrkinder: „Ist sie wirklich schon todt, die Arme?“ merkte, wessen sie sich versehen, lächelte er und sagte: „Nein, nein, ihr besorgten Herzen! Sie ist nicht todt. Sie befindet sich im Gegentheil seit diesem Morgen auf dem Wege der Besserung und Euere liebe Clara werdet Ihr, so Gott will, bald wieder unter Euch haben!“ Die dankbaren Blicke, welche die Tiefthaler nun gegen Himmel richteten, überzeugten den treuen Seelsorger wieder neuerdings davon, wie sehr Clara und der Graf von ihnen geliebt wurde und o, wie that das seinem Herzen so wohl.

Wie die Aerzte behauptet und der Graf so sehnlichst gehofft, so geschah es. Von Tag zu Tag ging's besser mit Clara. Die Kräfte kehrten zurück, die eingefallenen Wangen rundeten sich wieder, das Auge erhielt seinen frühern, lebhaften Glanz, der abgemagerte Körper prangte bald wieder in voller Schönheit. Schon hatte sie das Lager verlassen und harrte nur der Einwilligung des Arztes, um auch aus dem Krankenzimmer wieder hinausschreiten zu dürfen in Gottes freie Natur. Die Jahreszeit war recht dazu angethan, einem Genesenden wieder aufzuhelfen. Es war Frühling. Die Sonne sandte ihre warmen Strahlen vom blauen Himmelszelte in die knospende und grünende Welt hernieder. Der Garten prangte schon in lieblichem Blumenschmucke und würziger Duft schwängerte

die reine, milde Lenzesluft. Die Lerche jubilirte über der neuerwachten Erde, im Park ertönte der melodische Gesang der Vögel, die Bienen flogen summend von einer Blüthe zur andern und die Schmetterlinge, leise schwebenden Blüthenblättern vergleichbar, gaukelten von Blume zu Blume.

Alle diese Pracht und Schönheit hatte Clara vom Fenster aus mit sehnendem Herzen angeschaut. Mächtig zog es sie hinaus zu lustwandeln im hellen Sonnenlichte. Da trat der Arzt zu ihr, prüfte noch einmal, ob nothwendig oder nicht, gewissenhaft den Pulsschlag, ließ sich noch einmal die Zunge, die frisch geröthete, zeigen und sagte dann die erlösenden Worte: „Du darfst, Clara!"

An der Hand des überglücklichen Vaters betrat sie den Garten und wandelte, mit starken Zügen die würzige Luft einathmend, an seiner Seite auf und ab zwischen den neuerstandenen Kindern Flora's. O, wie kam ihr das jetzt Alles so neu, sogar schön und entzückend vor. So oft sie früher auch all' dieses Ergötzliche geschaut, nimmer hatte es sie so erfreut wie heute. In lieblichem Geplauder durchstrichen sie die ganze Anlage, nur dann und wann zur kurzen Rast sich niederlassend auf die bequemen Ruheplätze. Clara war wieder ganz das sonnige, frisch blühende, ewig heitere Mädchen und jede Spur der bösen Krankheit war von ihr gewichen. Nur ihr schönes, üppiges Haar hatte stark gelitten. Aber auch dieses erhielt allmählich seine frühere Fülle und vollkommen genesen, führte sie nach einiger Zeit der Vater selbst in's Dorf, um dem lieben Pfarrer den ersten Besuch abzustatten. Wie traten da wieder die biedern Einwohner des Ortes mit freudestrahlenden Gesichtern vor ihre Wohnungen und grüßten so herzlich das liebe Mädchen, das ihnen dafür freundlich

lächelnd dankte. Wie groß war aber erst die Freude des Pfarrers, als sein Liebling, prangend wie eine Rose, in seine stille Behausung trat und bald mit seinem muntern Wesen, mit seinem hellen, fröhlichen Lachen, mit all' der frühern Heiterkeit den Pfarrer selbst in die rosigste Laune versetzte.

Weiß der Herr dort Oben das Menschenherz gar mächtig zu rütteln und zu schütteln in Leid und Trübsal so vermag er aber auch die reinste, edelste Freude herniederzusenden, um seinen Kindern einen Vorgeschmack jener ewigen Wonne zu geben, die er ihnen Allen so liebevoll verheißen. Das fühlten Vater und Tochter jetzt so sehr und ihr Dank war groß.

Viertes Kapitel.

Des Grafen Geschenk.

Die Dankbarkeit des Grafen für die Huld und Gnade bestand aber keineswegs nur in frommen Worten, in heißen Gebeten, nein, der beglückte Vater wußte nur zu wohl, was er in jener traurigen Nacht, die dem Umschlage der Krankheit vorherging, dem lieben Gott feierlich gelobt, und seine erste Sorge war nun die, dieses Gelöbniß gewissenhaft zu erfüllen. Zunächst ließ er deßhalb in den ersten Tagen nochmals den Pfarrer zu sich kommen, erzählte ihm von dem, was er dem Himmel versprochen und übergab ihm eine ansehnliche Summe Geldes, von der einestheils ein Kapital angelegt werden sollte, damit für die Zinsen desselben jedes Jahr an dem Tage, wo die Aerzte die völlige Genesung Clara's constatirten, eine Danksagungsmesse gelesen, und anderntheils, so lange der Ueberschuß ausreiche, von jetzt ab täglich das heilige Meßopfer dem Herrn für das große Glück, so ihnen zu Theil geworden, dargebracht werden sollte. Auch gab der Graf seinem geistlichen Be-

rather die Absicht zu erkennen, daß er mit seiner Tochter jedesmal diesem Gottesdienste beiwohnen wolle.

„Es ist doch keine Gefahr mehr dabei vorhanden, diese täglichen Wege durch's Dorf zur Kirche zu machen?“ fragte der Graf.

„Nicht die mindeste,“ entgegnete der Seelsorger. „Die Krankheit, die Ihrem Hause den Tod zu bringen drohte, aber glücklich vorüber ging, hat zwar da unten einige Opfer gefordert und Thränen genug haben die frischen Grabhügel befeuchtet, die auf dem Friedhofe von der schrecklichen Seuche zeugen; jetzt ist aber auch jede Spur des bösartigen Fiebers verschwunden. Sie brauchen daher nicht die geringste Angst zu haben, Ihren Vorsatz auszuführen!“

„Dann werden Sie uns Beide sicher jeden Tag in dem Gotteshause sehen. Wir haben ja eine große Schuld gegen den gütigen Gott abzutragen und wollen darin gewiß nicht säumen!“

Und treulich hielt der Graf Wort: Mit welcher Freudigkeit eilte Clara an der Seite des Vaters jeden Morgen in's Dorf, mit welcher tiefen Andacht lag sie im Hause des Herrn auf ihren Knieen und mit welcher Inbrunst strömte von ihren Lippen das heiße Dankgebet zu ihrem gütigen Schöpfer hinauf! War dies auch ihre größte Freude, so tagtäglich im Gotteshause zu sein, so beglückte es sie zugleich doch auch so recht im Herzen, daß sie bei dieser Gelegenheit auch wieder ihre früheren Besuche bei den Unglücklichen und Dürftigen machen durfte, um Trost und Gaben zu spenden zur Linderung der Noth. Auch ihre liebe Franziska, die gleich ihr völlig genesen war, suchte sie wieder heim und zwar beim ersten Male in Begleitung ihres Vaters.

Als sie Beide in das ärmliche, aber saubere Zimmer traten und sich dem Mädchen gegenüber sahen, dessen Gesicht vor hoher Freude mit Purpur übergossen war, sagte der Graf: „Ich konnte mich nicht enthalten, liebe Franziska, Dich wieder zu sehen, Dich, welche die Veranlassung der großen Trauer war, die in mein Haus einkehrte!“

„Aber, lieber Vater,“ nahm Clara das Wort, als sie sah, wie ihre Freundin sich bei diesen Worten des Grafen entfärbte, „Du wirst es ihr doch nicht anrechnen wollen, daß ich sie besuchte. Trifft einen die Schuld, so bin ich es, die trotz Deiner gutgemeinten Befehle dennoch Franziska besuchte. Aber auch von meiner Seite sollte es nicht Ungehorsam gegen Dich sein. Ich glaubte ja zu sicher, Du würdest mir, wenn Du zugegen gewesen, selbst die Erlaubniß dazu ertheilt haben!“

„Was ich gethan haben würde, liebes Kind, kann ich Dir nicht sagen, daß ich Dir aber vielleicht Deine Bitte nicht hätte abschlagen können, ist wohl möglich, da ich selbst Franziska so lieb habe. Deinen Ungehorsam, den ersten in Deinem Leben, hast Du leider schwer büßen müssen und ich will Dir gewiß nicht noch nachträglich zürnen, das ist vergeben und vergessen. Aber eben so wenig will ich unserer lieben Franziska Vorwürfe machen und wenn ich eben äußerte, sie sei die Veranlassung Deiner Krankheit gewesen, so wollte ich ihr damit sicher nicht wehe thun. Es war das nur so eine kleine Neckerei, die mir Deine Freundin sicher nicht übel nehmen wird. Nicht wahr, Franziska?“

Damit reichte der Graf dem Mädchen die Hand, die dasselbe nun herzlich drückte.

„Ich war nur hergekommen, liebe Franziska,“ fuhr der Graf fort, „um zu sehen, ob Du wieder recht genesen,

und freue mich nun herzlich, Dich so wohl zu sehen. Allein bei uns in der geräumigen Burg, in dem großen Garten ist doch die Luft reiner, als hier in Deinem engen Stübchen. Wie wäre es denn, wenn Du Dich entschlössest, zu uns zu ziehen. Clara hat weder Bruder noch Schwester und hätte gewiß gern ihre Gespielin immer in ihrer Nähe. Ist's nicht so, mein Kind?"

Thränen der Freude und des Dankes standen beiden Mädchen in den Augen.

„O gewiß, lieber Vater," antwortete Clara, „gewiß machst Du mir damit eine große Freude und erfüllest zugleich den lang gehegten Wunsch meines Herzens!"

„Meinst Du denn, dem Vaterauge wäre dieses Verlangen Deiner Seele entgangen? Ich kenne mein Töchterchen zu gut und glaube zu wissen, was in ihrem kleinen Herzen vorgeht. Möge der Spiegel Deiner Seele nur immer so offen vor meinen Augen da liegen und gerne werde ich, wo es mir möglich, all' Deine Wünsche erfüllen!"

Daß Franziska mit der größten Bereitwilligkeit auf des Grafen Anerbieten einging, sobald die Mutter nur eingewilligt, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Noch desselben Tages siedelte sie über und führte von da ab, mit ihrer Freundin vereint, ein recht glückliches Leben. Nie aber hatte der Graf es zu bereuen, daß er das ärmliche Mädchen in sein Haus aufgenommen. Liebte dieses ihn doch dafür wie ihren Vater und er hatte nun gleichsam der Töchter zwei, die ihm voll Zärtlichkeit anhingen. —

Graf Rudolph von Hoheneck mußte aber noch ein anderes Versprechen erfüllen. Er hatte auch gelobt, ein werthvolles Geschenk zu des Herrn Ehre zu spenden und auch dieses Wort löste er treulich ein.

Eines Tages rief er die beiden Mädchen zu sich und fragte sie, ob sie nicht Lust hätten, mit ihm die benachbarte Stadt zu besuchen.

„Wie Du nur so fragen kannst, lieber Vater,“ sagte Clara. „Du weißt ja doch, wie lange ich das schon gewünscht und Franziska wird diesen Wunsch gewiß mit mir theilen!“

„Eben weil ich weiß, daß ich damit abermals ein Verlangen Deines Herzens erfülle und auch unserer Franziska ein Vergnügen bereite, habe ich Euch den Vorschlag gemacht. Säumet darum nicht und macht Euch reisefertig. Der Tag ist schön und ich verspreche mir selbst von unserm Ausflug viele Freude!“

Die Mädchen sprangen davon und bald kehrten sie, wie man so zu sagen pflegt, gestiefelt und gespornt zurück, um ja den Vater nicht zu lange warten zu lassen. Es war eine wahre Herzensfreude, diese beiden Kinder zu sehen, die in der üppigsten Jugendblüthe und schön wie ein wonniger Maientag dastanden.

Nur möchte es einem Fremden schwer geworden sein, aus der äußern Erscheinung zu urtheilen, welche von den Beiden des Grafen Tochter war, zumal, da Clara nicht die Züge des Grafen, sondern die ihrer seligen Mutter hatte. Sie waren Beide, Clara und Franziska, in derselben Weise gekleidet, mit demselben Schmucke geziert und jede in ihrer Art von einer bewunderungswürdigen Schönheit. Dazu hatte Franziska sich gar bald das feine, gefällige Benehmen der Freundin angeeignet und um die Ungewißheit noch größer zu machen, kam noch dies hinzu, daß auf den Wunsch des Grafen auch Franziska diesen Vater nannte. Am Besten hätte man's noch am Benehmen des Grafen gegen die beiden Mädchen

merken können, wer von diesen seine Tochter sei; denn wenn er auch dem Dorfkinde von Herzen zugethan war, so merkte man doch gar bald, daß eine bei weitem größere Liebe und Zärtlichkeit seiner Clara zu Theil wurde. Franziska gewahrte dies auch, fühlte sich dadurch aber nicht im Mindesten verletzt. Ihr gutes Herz glaubte im Gegentheil, daß sie nicht einmal der Liebe und Freundschaft werth sei, die ihr der Graf erwies. —

Als Rudolph von Hoheneck sah, daß die Mädchen reisefertig waren, ließ er den hübschen, offenen Reisewagen vorfahren und bald saßen die Drei gemüthlich plaudernd einander gegenüber, während die prächtigen Rosse ausgriffen, daß es eine Art hatte.

Wie ließen die Mädchen die Blicke umherschweifen in der herrlichen Landschaft, durch die sie fuhren. Wie war da so Vieles, das sich ihnen heute zum ersten Male zeigte und sie zu hundert Fragen veranlaßte. Dies Fragen ging aber erst recht an, als sie in die Stadt kamen. Nicht Augen genug hatten sie, zu sehen. Ein Bild verdrängte das andere und der Graf konnte nicht genug antworten. So gerne er dies auch that, so war er doch froh, als endlich der Wagen hielt und sie vor einem prachtvollen Hause abstiegen. Der Graf wollte nämlich mit seinem Ausfluge zugleich ein Versprechen erfüllen, das er schon lange gegeben, dessen Ausführung gleichwohl noch immer nicht stattgefunden. Er hatte in der Stadt eine nahe Verwandte wohnen, die Gräfin von Kuckstein, der er schon lange zugesagt, ihr einen Besuch zu machen, bei welchem er ihr seine Tochter vorstellen werde. Vor der Wohnung dieser Gräfin standen sie jetzt und kaum hatte der Graf die Klingel gezogen und dem Portier sich angemeldet, so flog die Dienerschaft auch schon geschäftig

herbei, den Angekommenen zu Diensten zu sein. Bald standen die Drei der Gräfin, die schon ziemlich auf Jahren war, gegenüber und der Graf stellte seine Clara derselben vor. Prüfend glitten ihre grauen Augen über das Mädchen hin, dann hieß sie dasselbe herzlich willkommen und wußte nicht genug zu betheuern, wie sehr es sie freue, endlich die liebe Clara bei sich zu sehen. Dann aber glitt ihr Auge fragend zu Franziska hin, und der Graf, der dies bemerkte, sagte nun, auch diese vorstellend: „Ein braves, liebes Kind aus unserm Dorfe, Clara's Gespielin!"

Mit edlem Anstande, wenn auch sanft erröthend, verneigte sich Franziska vor der ernst d'reinschauenden Gräfin. Diese aber, mit kaltem und doch stechendem Blicke, wandte sich ab von ihr und äußerte gegen den Grafen in spitzigem Tone: „Das Mädchen mag gut und wohl sein, aber zur Gespielin einer Grafentochter würde ich nimmermehr eine Bauerndirne ausgewählt haben!"

Flammende Röthe überzog das schöne Angesicht des also gekränkten Mädchens; auch Clara fühlte sich von diesen harten Worten der Verwandten abgestoßen und trat einige Schritte zurück. Der Graf aber, der das Verletzende dieser Bemerkung nur zu wohl fühlte, erwiederte ziemlich ernst: „Liebe Gräfin, überlassen Sie das ruhig der Einsicht des Vaters, ob er in diesem Mädchen eine passende Wahl getroffen hat oder nicht. Ich pflege in solchen Sachen mehr auf das Herz zu sehen, als auf Stand und Geburt, und das Herz dieses Kindes ist reines Gold!"

Die Gräfin, welche merken mochte, daß sie hier mit einem Male alle Drei beleidigt, entgegnete zwar nichts mehr, nahm auch sofort wieder eine freundliche Miene an, aber eine rechte Herzlichkeit wollte doch nicht Platz

greifen und nachdem der Graf nur eben so lange verweilt, als es der Anstand erforderte, nahm er kurzen Abschied und stieg mit den Mädchen wieder in den Wagen.

„Wie gefällt Dir Deine Tante?“ fragte Rudolph von Hoheneck seine Clara, als der Wagen sich langsam in Bewegung setzte. „Du scheinst mir nicht sehr von unserm Besuche erbaut zu sein?“

„Nach dem, was vorgefallen,“ versetzte Clara, „wirst Du, lieber Vater, gewiß nicht von mir erwarten, daß ich unserer Verwandten eine Lobrede halten soll. Das Wenigste, was ich sagen kann, ist, daß mich dieser Besuch mindestens kalt gelassen und daß mich nicht sehr darnach gelüstet, ihn zu erneuern!“

„Ganz meine Ansicht, liebe Clara,“ versetzte der Graf. „Gräfin von Kuckstein ist, wenn ich mich zart ausdrücken soll, ungalant und unzart gewesen, sonst hätte sie nicht so über unsere gute Franziska sprechen dürfen. Du hast Dir ihre unhöflichen Worte doch nicht zu sehr zu Herzen genommen, Franziska?“

„O, ich habe sie mir schon gleich nach Ihrer freundlichen Vertheidigung aus dem Sinne geschlagen. Mein Wunsch ist nur der, daß ich in Zukunft, wenn Sie die Dame wieder besuchen wollen, zu Hause bleiben darf, da ich derselben, wie ich gewahrte, nicht eben angenehm bin!“

„Dein Wunsch soll in Erfüllung gehen, doch nicht in der Weise, wie Du verlangst. Wir wollen die stolze Dame gar nicht mehr besuchen, dann kann sie auch keinem von uns weiter wehe thun!“

So sagte der Graf und damit wurde dieser Gegenstand verlassen, der von da ab auch nicht ferner mehr zur Sprache kam. Zwar schrieb später Gräfin von Kuck-

stein noch einen zärtlichen Brief an Rudolph von Hoheneck, deutete darauf hin, daß er wohl nur deßhalb seiner Tochter jene Franziska zur Gefährtin gegeben, weil er in dortiger Gegend in seiner Wahl beschränkt gewesen, daß sie aber ein armes, adeliges Fräulein kenne, welches sich ganz vortrefflich für seine Clara eigne und auch gewiß gerne zu ihm kommen würde; er möge ihr nur schreiben. Sie wolle das Uebrige schon besorgen. Aber der Graf antwortete ihr mit kurzen Worten, er fände, wie er ihr auch damals schon geäußert, seine getroffene Wahl für gut und würde es dabei auch sein Bewenden haben.

So viel von der Gräfin und ihrem Plan. Wir wollen nun sehen, wo unsere Reisegesellschaft mit ihrem Wagen geblieben ist.

Nachdem der Vater den Mädchen die Merkwürdigkeiten der Stadt gezeigt, ließ er den Wagen später noch vor einem Hause halten, in dem der erste Gold- und Silberarbeiter der Stadt wohnte. Diesem hatte ja hauptsächlich die Reise des Grafen gegolten.

Die Drei traten in das Ladenlokal, wo in der reichsten Auswahl alle die Luxusartikel zu sehen waren, die mancher Mensch so eifrig erstrebt, um sich und seine Wohnung damit aufzuputzen. Auch Graf Rudolph forderte den Besitzer des Geschäftes, der sofort äußerst höflich und diensteifrig herbeigeeilt war, mit seiner gewohnten Artigkeit auf, ihm einige Schmucksachen für Damen vorzulegen, was dieser auch mit der größten Bereitwilligkeit that. Bald hatte der Graf für jedes der Mädchen, die sich dessen nicht im mindesten versahen, einen kostbaren Schmuck ausgewählt, den er ihnen jetzt mit lächelnder Miene überreichte und sagte: „Hier habt Ihr Beide etwas zur Entschädigung für die Schmerzen Euerer glücklich über-

standenen Krankheit. So oft Ihr diese glänzenden Sachen anleget, und namentlich, so oft Ihr dies Kreuzchen betrachtet, erinnert Euch mit dankbarem Herzen an den, der Euch so gnädiglich wieder Leben und Gesundheit schenkte!"

Die Augen der Mädchen leuchteten vor Freude und ihre herzliche Dankbarkeit konnte der Graf aus ihren strahlenden Blicken lesen, wenn auch der Mund nicht das warme: „Danke, danke, lieber Vater!" gesprochen hätte.

„Dies war nur so ein kleines Nebengeschäftchen," äußerte von Hoheneck gegen den Goldschmied; „mein Hauptgeschäft ist ernsterer Natur. Ich wünschte nämlich von Ihnen ein recht prachtvolles, hohles Kreuz, das dazu dienen soll, die heilige Hostie zu bergen, wenn sie zum Kranken getragen wird. Haben Sie welche vorräthig, dann lassen Sie mich solche sehen. Aber es muß etwas Werthvolles sein!"

„Es gereicht mir zur Freude, Ihnen, verehrter Herr! mit recht hübschen Kreuzen, ganz für diesen Zweck geeignet, aufwarten zu können," versetzte der Juwelier.

Indem er dem Grafen etwa zehn derselben vorlegte, bat er um gefällige Wahl.

Allein so schön die vorgezeigten waren, der Graf konnte sich für keines entscheiden. Keines der Kreuze schien ihm prachtvoll genug und nach längerem Hin- und Herreden wurden sie dahin einig, daß der Goldarbeiter ein besonderes Kreuz von Gold, etwa im Gewichte von drei Viertel Pfund und mit kostbaren Steinen besetzt, anfertigen sollte. Nachdem sie über Form und Preis schlüssig geworden, auch der Tag bestimmt war, an dem es fertig sein sollte, stiegen die Drei wieder in den Wagen und fort ging es zur Stadt hinaus der Heimath zu.

Unterwegs konnte Clara sich nicht enthalten, den Vater zu fragen, was er denn mit diesem werthvollen Kreuze wolle.

„Liebes Kind," sagte der Vater, „ich kann Dir zwar Dein Fragen nicht übel nehmen, allein die Antwort wirst Du heute nicht erhalten, obschon ich Dir dieselbe sehr gut ertheilen könnte. Man muß sich im Leben daran gewöhnen, die Befriedigung seiner Wünsche von der Zukunft zu erwarten und so will ich Dir denn gleich hier eine gute Gelegenheit geben zur Uebung in der Geduld. Zur rechten Zeit werde ich mich aber Deiner Frage erinnern und sie sicher zu Deiner vollen Zufriedenheit beantworten!"

Und der Graf hielt Wort. Als das Kreuz fertig war, brachte es der Goldschmied der Verabredung gemäß auf's Schloß. Es war zur vollen Zufriedenheit des Grafen ausgefallen und dieser zeigte sich in der Bezahlung desselben durchaus honorisch.

Als der 'Kaufmann wieder weggegangen und die Mädchen die prachtvolle Arbeit genugsam bewundert, forderte der Vater sie auf, mit ihm dem Pfarrer einen Besuch zu machen, wozu dieselben wie immer auch heute bereit waren.

Pfarrer Friedheim sah diesen Besuch immer sehr gerne. Sein Herz hing ja an den Guten, an den Besten und Edelsten seiner Pfarre mit väterlicher Liebe und jeder Tag, wo er mit ihnen zusammen sein konnte, war ihm ein Festtag. Doch die Freude, die Ueberraschung, die ihm heute werden sollte, hätte er sich nicht träumen lassen.

Nach den herzlichsten gegenseitigen Begrüßungen langte der Graf ein Etui in rothem Maroquin, verziert mit dem Namen und Wappen des Grafen heraus, legte es in des neugierig d'reinschauenden Pfarrers Hand und

sagte: „Beschauen Sie sich einmal, mein lieber Pfarrer, meinen jüngsten Einkauf!"

Der Pfarrer drückte an dem kleinen, goldenen Knöpfchen des Etuis, dieses sprang auf und sein Auge war fast geblendet von dem herrlichen Gegenstande, der nun offen vor seinen staunenden Blicken da lag.

„Ei, du mein Gott," sagte Friedheim, der doch auch seiner Tage schon manch' Schönes dieser Art gesehen, „was haben Sie da etwas Kostbares erhandelt. Aber Sie verzeihen wohl, lieber Herr Graf, die Frage, die sich mir da so unabweislich aufdrängt: Was wollen Sie mit diesem prachtvollen Kreuze?"

„Und das können Sie nicht errathen, werther Herr Pfarrer?" entgegnete Rudolph von Hoheneck. „Habe ich nicht alle Ursache, dem lieben Gott zu danken für die glückliche Genesung meines einzigen Kindes? Soll ich dem, der mir ein so köstliches Geschenk machte, nicht auch in etwas meine Erkenntlichkeit zeigen? Sie haben meine Clara in ihren bangen Stunden, als der Tod schon seine knöchernen Finger nach ihrem jungen Leben ausstreckte, mit dem lebendigen Himmelsbrode gespeiset und von da an ist sie ihrer Genesung wunderbar entgegengegangen. Wie kann ich da anders, als diesem heiligen Leibe unsers Heilandes eine würdige Wohnung bereiten, in der er auch noch fernerhin als süßes Labsal den Kranken unserer Pfarre zugetragen werden soll. Ja, lieber Herr Pfarrer, Ihnen übergebe ich dieses Kreuz als Geschenk für unser Gotteshaus und ich knüpfe daran nur die einzige Bedingung, daß es jedes Mal benutzt wird, so oft irgend ein Leidender mit der heiligen Wegzehrung versehen werden soll!"

Vor Staunen konnte der brave Pfarrer lange nicht zu Worte kommen. Endlich als der freudige Schreck ihm

die Sprache wiedergab, sagte er: „Aber, liebster, bester Herr Graf, dies Geschenk darf ich nicht annehmen; es ist zu kostbar. Das wäre für eine hohe Domkirche über und über prachtvoll genug. Was soll es in unserer armen Dorfkirche thun?"

Aber der Graf versetzte hierauf mit heiligem Ernste: „Kann denn für den Herrn des Himmels und der Erde eine Wohnung zu prachtvoll sein und wohnt denn nicht derselbe Gottmensch mit all' seiner Liebe und Güte auch im armseligsten Dorfkirchlein? O nein, nicht zu werthvoll, noch lange nicht werthvoll genug ist dieser kleine Beweis meiner Dankbarkeit, und ich bitte Sie, verehrter Herr Pfarrer, machen Sie mir die Freude und nehmen Sie im Namen Gottes dies Kreuz von meiner Hand an. Sie dürfen's nicht zurückweisen, denn ich erfülle zugleich mit diesem Geschenke ein Gelübde. In jener schaurigen Nacht, als mein Kind mich verlassen zu sollen schien, da that ich dem Herrn den Schwur, ein solches Kreuz der Pfarrkirche zu vermachen, und der sei hiemit gehalten!"

„Ihren Gründen kann ich freilich nicht widersprechen, und da Sie ein solches Geschenk gelobt, kann ich es nicht ablehnen. Aber ein weniger werthvolles hätte sicher auch dem Himmel genügt. Und nun erst die Bedingung, die Sie stellen! Wie darf ich einen solchen Schatz zum täglichen Gebrauche bestimmen? Oder gehört auch diese Bedingung mit zu dem gethanen Gelöbniß?"

„Ja, auch das, verehrter Seelsorger. Lassen Sie sich das aber nicht weiter anfechten. Ich möchte wünschen, es zu erleben, daß ein neues Kreuz nöthig würde. Ich würde sofort bereit sein, neuerdings ein solches dem Gotteshause zu schenken!"

„Gott lohne es an Ihnen und Ihrer Clara, daß Sie

also freigebig des Herrn gedacht. Mein tägliches Gebet wird für den edlen Wohlthäter um Wohlfahrt flehen und so oft ich den Leib des Herrn in diesem kostbaren Gehäuse zum Kranken trage, mögen Ihnen die Segnungen unseres lieben Heilandes im reichsten Maaße zu Theil werden!"

Soweit war Uebergabe und Annahme geschehen, das Gelübde vollzogen und Clara hatte mit entzücktem Herzen wahrgenommen, zu welch' heiligem Zwecke der Vater also das Kreuz bestimmt.

Seligkeit im Herzen, nahmen die edlen Menschen Abschied von einander. Ach, und keiner von ihnen ahnte, wie verhängnißvoll dies Geschenk noch werden sollte für gewisse Personen.

Fünftes Kapitel.

Eine Kindererziehung.

Gehen wir in unserer Erzählung um etwa vierzig Jahre zurück und begeben uns in die Stadt, deren wir im vorigen Kapitel erwähnten. Zu dieser Zeit wohnte dort in einer engen, ziemlich krummlinigen Straße in einem kleinen, unansehnlichen Häuschen der Marktaufseher Dollenberg. Dieser Dollenberg war ein kleines, untersetztes Männchen, so daß man ihn zum Scherz auch wohl mit dem Namen „Arm und Bein" belegte. Diese Kleinheit fiel aber noch mehr in die Augen, wenn er unter seiner Hausthüre stand und aus seiner gewaltig langen Pfeife, die einen großen, phantastischen Kopf zeigte, die mächtigen Rauchwolken in die Luft hineinwirbelte, so daß die Leute sagten: „Nachbars Ofen ist wieder am dampfen."

Dollenberg war ein kreuzbraver Mann. Er konnte Niemanden etwas zu Leide thun, es sei denn, daß die Ausübung seiner Pflicht solches von ihm forderte. Darin war er unerbittlich strenge. Kam ein Bäuerlein mit verdorbenen Viktualien, mit ranziger Butter und dergleichen

zu Markte, oder hatte das Obst nicht seine gehörige Reife, brauchte man falsches Maaß und Gewicht, dann kannte er keine Schonung. Der Uebelthäter mußte zur Verantwortung gezogen werden, eher ruhte und rastete er nicht. Wohl hatte man auch bei ihm versucht, durch Bestechungen ihn gefügiger zu machen. Bald war es ein Viertel Eier, bald ein Körbchen Obst; bald dieses, bald jenes, womit man sich seine Gunst erkaufen wollte. Aber da kam man an den Rechten. Mit tiefster Entrüstung wies er ihre Geschenke zurück und schrie ihnen zu, ob sie meinten, er wolle seinen Vortheil suchen zum Nachtheile seiner Mitbürger. Wehe dem, der ihm jemals solches angeboten, wenn er sich auf krummen Wegen ertappen ließ. Das kleinste Vergehen rächte er an ihnen und vor seinem Luchsauge waren sie gewiß niemals sicher.

So klein er war, so gefürchtet war er von Allen. Seine Vorgesetzten, denen diese Pflichttreue nicht verborgen bleiben konnte, achteten ihn sehr und es verging fast kein Jahr, wo er sich nicht einer Zulage zu erfreuen hatte.

Da seine Haushaltung wenig forderte, er hatte nur sich, sein Weib und einen kleinen Buben zu ernähren, so reichte sein Einkommen vollständig hin, ein zufriedenes und sorgenfreies Leben zu führen.

Seine Frau, ein stämmiges Weib, war zwar nicht so geartet wie er. In Bezug auf Ehrlichkeit dachte Gertrud nicht, wie ihr Mann. Wies er entrüstet alle angebotenen Geschenke von der Hand, so suchte sie dagegen die Verkäufer auf dem Markte zu solchen Liebesdiensten zu verleiten, wenigstens in Anbetracht ihres gestrengen Herrn Gemahls, dessen Nachsicht sie versprach, einen möglichst vortheilhaften Verkauf abzuschließen.

Nicht immer kam der ehrliche Dollenberg hinter diese

Schliche, aber wo er diesem Treiben wohl einmal auf die Spur kam, da gab es daheim einen Höllenspektakel.

Sollte nun an Dollenberg das Sprichwort in Erfüllung gehen: „Strenge Herren richten nicht lange!“ oder war der Tod beauftragt, diesen ehrlichen Mann von der Erde abzuholen, damit er nicht länger seinem unredlichen Weibe zur Seite stehe, genug, er starb und ließ seine Gertrud mit ihrem achtjährigen Heinrich allein im stillen Häuschen zurück.

Was Dollenberg mit der gewissenhaftesten, väterlichen Sorgfalt und Liebe gehegt und gepflegt, das verdarb und zerstörte jetzt seine Wittwe. Ihr einziges Kind, ihren Heinrich verzog sie systematisch zu einem schlechten Menschen und zeigte so, eine wie verkommene, unmenschliche Mutter sie war. Zwar mag sie nicht geradezu die Absicht gehabt haben, den Knaben zu verderben, aber ihre Erziehungsweise war doch dazu angethan, ihr Kind zu verziehen.

Dollenberg hinterließ zwar kein großes Vermögen, aber das kleine Häuschen war doch sein Eigenthum gewesen und schuldenfrei. Einen Zehrpfennig für die Tage der Noth hatte er auch zurückgelegt, der eben nicht zu verachten war und wenn die Wittwe nur etwas die Hände regen wollte, so konnte es ihr nicht schwer werden, sich und ihr Kind redlich zu ernähren. Aber eben dies Händerühren war nun einmal nicht ihre Sache. Ein gutes, gemächliches Leben gefiel ihr wohl, aber mit Arbeiten mußte man ihr nicht kommen. Sie glaubte genug gethan zu haben, wenn sie ihr kleines Hauswesen in Ordnung hielt und die sauer erworbenen und ängstlich gesparten Groschen ihres seligen Mannes durchbrachte. Ihrem einzigen Kinde gab sie nicht nur das Nothwendige, sondern auch viel Unnöthiges. Wurde sie wohl mal von einem

gutmeinenden Nachbarn, Bekannten oder Verwandten auf dies verkehrte Treiben aufmerksam gemacht, so hatte sie gleich die Entgegnung bei der Hand: „Ich kann doch dem armen Waischen nichts abschlagen. Ist der Knabe nicht schon schlimm genug daran, daß er keinen Vater hat?“

Freilich war er deßhalb schlimm genug daran, aber noch weit schlimmer war es, daß er eine solche Mutter hatte, die ihn zum Näscher und wählerischen, verzogenen Knaben machte, da er doch später in keiner Weise seinen Launen und Wünschen nachleben konnte. Oder durfte die Mutter erwarten, daß ihr Heinrich auch fernerhin täglich sein frisches Weißbrod, seinen Zucker im Kaffee und was solcher Sachen mehr waren, haben werde? durfte sie hoffen, daß er ein solches Leben führen könne ohne alle Arbeit und Anstrengung, da sie ihn doch nicht im geringsten zu einem thätigen Leben anhielt? „Er ist ja noch ein Kind! Wenn er die Kinderschuhe einmal ausgetreten hat, dann ist's noch früh genug zur Arbeit!“ dachte und sagte die verblendete Mutter und ließ den Sohn müßig herumschlendern, so viel er Lust hatte. Wen will es da Wunder nehmen, daß der Junge aufwuchs wie Unkraut; er lernte nichts, weder Lesen noch Schreiben, noch sonst etwas Nützliches, und es hatte den besten Anschein, daß Heinrich ein rechter Vagabund werden würde. Wo er sich den Tag über herumtrieb, das kümmerte die Mutter nicht. War er doch regelmäßig da, wenn's an's Essen und Trinken ging und die Nacht fand ihn ja auch bei „Muttern“.

So zog Frau Gertrud ihren Heinrich groß. Doch das war noch nicht Alles. Mit Schrecken gewahrte sie bald, daß die ersparten Groschen bedenklich abnahmen. Sie mochte wollen oder nicht, es stellte sich jetzt gar häufig die Frage bei ihr ein: Was machen, wenn dieser Noth-

pfennig zu Ende gegangen? Die natürlichste und richtigste Antwort wäre gewesen: Du mußt eine einfachere, vernünftigere Haushaltung führen, du mußt dich nach Arbeit umthun und rüstig schaffen! Aber vor dieser Antwort scheute sie, wie ein toller Hund vor dem Wasser. Sie verfiel auf einen andern Ausweg, der sie der verhaßten Arbeit entheben sollte.

In dem benachbarten Landstädtchen, wo nicht wie in ihrer Stadt Schlacht- und Mahlsteuer erhoben wurde, stand natürlicherweise Fleisch und Mehl viel niedriger im Preise und diesen Umstand wollte die ehrliche Gertrud recht fleißig ausnutzen. Daß Unredlichkeit immer die schwerste von allen Arbeiten ist, schon wegen der Einschläferung des Gewissens, wegen der List und Verschlagenheit, die angewendet werden muß, will man nicht mit den Wächtern des Gesetzes in unangenehme Berührung kommen, das bedachte sie nicht. Und erst der Gedanke an ein Jenseits, an den unerbittlich strengen Richter dort Oben, o, den wies sie augenblicklich zurück. Zuerst leben, dann Gott dienen! Das war ihr christlicher Grundsatz, dem sie schon, so gut es gehen wollte, zu Lebzeiten ihres braven Mannes gehuldigt. Dem huldigte sie jetzt nur noch ungehinderter. Das Schmuggelgeschäft wurde also arrangirt.

Hierbei kamen ihr die vielen Thore der Stadt sehr zu Statten, denn um nicht die Aufmerksamkeit der Steueraufseher auf sich zu lenken, ging sie bald zu diesem, bald zu jenem Thor hinaus, holte in dem Landstädtchen so viel Fleisch oder Mehl, als sie nur eben verbergen konnte und kehrte dann, jetzt dieses, das nächste Mal jenes Thor passirend, in die Stadt zurück, wo sie auch willige Kunden fand, die ihr das Eingeschmuggelte mit einem kleinen Aufgeld wieder abhandelten, so viel sie nämlich

davon ablassen konnte, wenn sie ihren Bedarf bei Seite gelegt.

Schlimm genug wäre dies ungesetzliche, verwerfliche Treiben schon gewesen, hätte sie allein es nur sich zur Beschäftigung gewählt. Aber gar bald wußte ihr sauberes Söhnchen auch darum, gar bald kam Frau Gertrud zu der Einsicht, daß sich wohl noch mehr bei diesem Geschäfte herausschlagen lasse, wenn Heinrich mitschmuggelte und sie nahm ihn deßhalb gar bald darüber in's Gebet.

Sie fühlte doch noch in sich das Bedürfniß, dem Knaben, der freilich verschmitzt genug war, die Sache im besten Lichte zu zeigen und so belehrte sie ihn denn eines Tages folgendermaßen: „Du siehst, lieber Heinrich, daß die Leute in M. ihr Mehl, Brod und Fleisch viel wohlfeiler haben als wir. Ist das aber nicht eine Ungerechtigkeit? Warum sollen sie es besser haben als wir? Was haben wir verbrochen, daß wir die Gottesgaben theurer bezahlen sollen, als jene? Umgekehrt müßte es uns möglich gemacht werden, unsere Einkäufe billiger als die Bewohner von M. bewerkstelligen zu können, da das großstädtische Leben, welches wir führen müssen, ohnehin kostspieliger ist, wie das in einem solchen Landstädtchen. Wo man uns aber unser Recht nicht schaffen will, da ist es Pflicht, sich selbst zu helfen und darum wollen wir, was wir bedürfen, in M. kaufen und jenen Blutsaugern an den Thoren eine Nase drehen. Ja, wir wollen zugleich noch ein Werk der Barmherzigkeit üben und mehr einführen, als wir für uns brauchen. Dann können wir einen Theil davon zu billigerem Preise, als er hier in der Stadt bezahlt wird, unsern Mitmenschen überlassen!"

So die Lehre dieser christlichen Mutter. Dem kleinen Spitzbuben leuchtete es sofort ein, daß die Gründe der

Mutter sonnenklar und unumstößlich waren und so schmuggelte er mit, so viel er nur immer vermochte.

Das war lange Zeit gut ausgefallen, allein das Sprichwort sagt: Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht! Auf unsere Spitzbuben angewandt, hieß diese Wahrheit: Der Schmuggler schwärzt so lange ein, bis man ihn erwischt!

Eines Tages hatte Heinrich wieder den leinenen Beutel, der gleich einem breiten Gürtel um Bauch, Lenden und Rücken ging, gehörig mit Mehl gespickt und war eben daran, singend und pfeifend an den dummen Zollbeamten, wie er sie nannte, vorbei zu spazieren. Doch plötzlich sah er sich angehalten und ob er sich auch schmiegte und biegte wie ein Aal, der Mehlgürtel wurde entdeckt und zurückbehalten. Um Namen und Wohnung befragt, gab er beides, von der Mutter für derartige Fälle belehrt, falsch an und man ließ ihn unbelästigt seines Weges weiter ziehen. Zwar war er seines Mehles verlustig, aber innerlich lachte er doch schadenfroh über die blödsinnigen Steueraufseher, die da geglaubt, er werde ihnen treulich Rede und Antwort stehen.

Aber diese blödsinnigen Wächter des Gesetzes schienen heute ausnahmsweise klug zu sein. Sie mochten wohl ihrem Vögelchen nicht recht getraut haben, denn einer von ihnen war dem kleinen Schmuggler von Weitem nachgeschlichen, hatte gesehen, daß er eine ganz andere Straße und Wohnung, als die angegebene, aufgesucht und hatte auch noch eine Weile in der Nähe des Hauses, das Heinrich betreten, Posto gefaßt, um sich zu vergewissern, daß der Knabe hier wohne. Dann war sein nächster Gang der zum Polizeikommissär des betreffenden Bezirks gewesen und bei diesem fragte er an, ob in der Straße und in

dem Hause so und so ein Knabe von dem Namen, wie ihn Heinrich angegeben, wohne. Der Kommissär, der schon längst ahnte, daß die gewerblose Wittwe Dollenberg ihren Unterhalt auf krummen Wegen suchen müsse, verfiel sofort auf sie, gab dem Steueraufseher einen Polizisten mit und ließ durch Beide den Thatbestand untersuchen.

Eben saß Heinrich bei der Mutter, erzählte sein Mißgeschick und machte sich weidlich lustig über die tölpelhaften Wächter der Thore, als die beiden Diener des Gesetzes eintraten und bald die wahre Sachlage erfuhren. Hierauf entfernten sie sich wieder und ließen unsere Schmuggler in der größten Bestürzung zurück. Das Lachen war ihnen vergangen, denn nun kam ihnen das Gericht wohl bald in die Quere und mit dem ist doch für derartige Leute nicht gut anbinden. Guter Rath war theuer. Doch die Mutter glaubte bald einen Ausweg gefunden zu haben. „Wenn Du vor Gericht kommst, dann erklärst Du, ich habe Dir Geld für Mehl und für Versteuerung gegeben, allein Du habest letzteres verloren und deßhalb das Mehl frei durchtragen wollen. In der Angst habest Du die falschen Namen angegeben, um mich nicht in Ungelegenheiten zu bringen!"

So unterrichtete Mutter Gertrud ihren braven Jungen und meinte nun, dem Tage des Gerichtes ruhig entgegen sehen zu können.

Sechstes Kapitel.

Das Unkraut gedeiht üppig.

Die Vorladung war ergangen und der Tag des Erscheinens vor Gericht herangekommen. Nachdem die Mutter nochmals ihrem Heinrich klar gemacht, wie er sich zu vertheidigen habe, verließen sie ihre Wohnung und schritten dem Gerichtshofe zu. Im geräumigen Saale des Zuchtpolizeigerichtes angekommen, wurden sie angewiesen, sich auf einer Bank innerhalb der Schranken, die das anwesende Publikum von den Richtern, Verklagten und Zeugen trennte, niederzulassen. Kurz darauf traten der Präsident und die mitfungirenden Richter ein und besetzten den schwarz behangenen Tisch. Alsdann wurden die Angeklagten einzeln vorgerufen und so traf endlich auch die Wittwe Dollenberg und ihren Sohn das Loos, sich dem Gerichte zu stellen.

Der Präsident, zwar ernst und feierlich, aber doch auch wieder mit einer gewissen Gutmüthigkeit d'reinsehend, forderte zuerst, nachdem festgestellt worden, daß der vor ihm Stehende wirklich der angeklagte Heinrich Dollenberg sei, diesen auf, ihm gewissenhaft auf alle Fragen zu antworten.

Alsdann begann das Verhör. Wie die Mutter ihn unterrichtet, so folgten des Knaben Antworten und der Präsident sowie sämmtliche Zuhörer wunderten sich nicht wenig über die dreisten, spitzfindigen Entgegnungen des Knaben. Als er davon sprach, aus Angst die unrichtigen Namen angegeben zu haben, meinte der Präsident, das sei doch ganz absonderlich; die Angst raube ja jedes ruhige Besinnen und da sei es natürlicher, die Dinge zu geben, wie sie seien, als lange hin und her nach solchen Ausflüchten zu suchen. Darüber zu Rede gestellt, wie viel Geld er von der Mutter erhalten und wie viel ihm nach dem Kaufe erübrigt, gab auch dies der Knabe genau nach den Anweisungen der Mutter an. Da aber erwies sich die Belehrung der Wittwe als mangelhaft, denn als der Richter fragte, in welcher Münze die Summe bestanden, stockte der Knabe und konnte erst nach längerem Besinnen Antwort geben.

Der Präsident jedoch, voraussehend, daß in dieser Hinsicht wohl ein falsches Geständniß gemacht werden würde, hatte wohlweislich zuvor die Mutter abtreten lassen. Nachdem nun der Knabe seine Aussage gemacht, ließ er sie wieder herein führen und befragte auch sie. Natürlich war ihre Angabe eine ganz andere und der Richter bewies ihnen durch das Widersprechende ihrer Aussagen sofort ihre Lügen.

Nachdem dann auch noch die Zeugen, die beiden Steueraufseher, vernommen worden, der Staatsprokurator sein Resumé abgegeben, sprach der Gerichtshof das Urtheil, dahin lautend:

Verlust des mit Beschlag belegten Mehles, Entrichtung des vierfachen Steuerbetrages, einen Thaler Strafe wegen Angabe des falschen Namens und einen Thaler

Strafe, weil die Mutter ihr Kind zu solchem Vergehen verleitet. Diesem Urtheile fügte dann der Präsident noch die gewichtigen Worte bei: „Und Sie, Frau Dollenberg, vergessen Sie nie wieder, daß Sie dereinst dem ewigen Richter über die Erziehungsweise Ihres Sohnes strenge Rechenschaft werden geben müssen und stürzen Sie Ihr einziges Kind nicht absichtlich in's Verderben!"

Wie aber befolgte die Mutter diesen wohlgemeinten Rath? Wurde die Erziehung Heinrichs jetzt eine andere, eine bessere? Leider können wir hier, so lieb es uns wäre, nicht mit Ja antworten. Erzürnt über diese öffentliche, gewiß aber wohlverdiente Abfertigung, erbost über die Strafe, in die sie verfallen, hatte die Mutter nichts eiliger zu thun, als ihrem Heinrich, da sie zu Hause angekommen, auseinander zu setzen, daß sie nun mit verdoppeltem Eifer das Geschäft des Schmuggelns betreiben müßten.

„Siehst Du," sagte sie, „wie sie es machen. Erst bürden sie dem Menschen eine ungerechte Steuer auf und wenn er dann versucht, dieselbe zu umgehen und sich das Mühe und Schweiß genug kosten läßt, so fordern sie den Armen auch noch vor Gericht und legen ihm eine nicht zu erschwingende Strafe auf. Wollen wir nun nicht noch obendrein eingesteckt sein, so sind wir ja gezwungen, da wieder anzufangen, wo wir aufgehört haben."

„Aber" — fiel ihr Heinrich in die Rede — — „Ich weiß schon, was Du sagen willst. Du meinst, was es aber geben werde, wenn sie uns wieder auffischten. Mache Dir darüber keine unnöthigen Sorgen. Wir wollen ihnen schon eine Nase drehen und jene Spione an den Thoren sollen nicht mehr die Freude haben, über uns ein Protokoll zu machen. Wir wollen hübsch aus ihrem Bereiche bleiben."

Und nun setzte die spitzbübische Mutter ihrem lieben Jungen auseinander, daß sie von nun an ihre Schmuggelwaaren nicht zum Thore hereinbringen, sondern über die Stadtmauer hinein befördern wollten. Eine defekte Stelle in der Umfassungsmauer bot ihnen hiezu passende Gelegenheit und bald florirte das diebische Geschäft blühender denn zuvor.

Die Nachbaren wunderten sich über den zunehmenden Wohlstand der Wittwe und hatten so ihre Gedanken darüber. Aber Gertrud ließ die Menschen denken, was sie wollten und schmuggelte mit ihrem Sohne frisch d'rauf los. Doch nicht bloß die Nachbaren, auch das wachsame Auge der Polizei sah das Emporkommen der Familie mit mißtrauischen Blicken und beobachtete sie schärfer. Da konnte denn trotz aller Schlauheit der Schmuggler die Entdeckung des unehrlichen Gewerbes nicht ausbleiben. Abermals wurden sie vorgeladen und nun, weil im Wiederholungsfalle, bedeutend härter gestraft.

Sie nahmen sich diese verschärfte Lehre aber nur in soweit zu Herzen, daß sie nun ihr sträfliches Geschäft in noch geheimerer Weise betrieben. Bei Heinrich war die Unredlichkeit schon zur zweiten Natur geworden und von einem O'rangeben des bisherigen Gewerbes konnte darum bei ihm keine Rede sein, obschon dies auch der Mutter nicht in den Sinn kam. Um aber die Späheraugen gänzlich irre zu führen, vermiethete sich jetzt Heinrich, der nun schon zu einem kräftigen Jungen herangewachsen war, bei einem Holzhändler als Fuhrknecht. Dieser Holzhändler mußte häufig Stämme und Bretter, die ihm mittels Flößen, die unterhalb der Stadt anlegten, gebracht wurden, hereinholen lassen und darauf hatte Heinrich seinen Plan gebaut.

Die Ankerstelle der Flöße lag so halbwegs zwischen

der Stadt und dem Orte M. Sollte nun Heinrich eine Fuhre Holz holen, so ging es zuerst mit Pferd und Karren nach M.; hier wurden einige Säcke Mehl geladen, dann an der Ankerstelle das nöthige Holz über diesen aufgethürmt und nun getrost der Heimweg eingeschlagen. Da auf diese Weise fast Woche um Woche Mehl eingeschmuggelt wurde, das gewissenlose Bäcker und Händler bereitwilligst aufkauften, so blühte der Weizen der Schmugglerfamilie auf das Schönste.

Durch vielfache Erfolge dieses Kunststückchens übermüthig gemacht, ließ Heinrich allmählich in der nöthigen Vorsicht nach. Auch hatte er hier und da, wenn er zechend und raisonnirend in der Kneipe saß, wohl das eine oder andere verdächtigende Wort fallen lassen, so daß bald auch dieser Schleichweg entdeckt und auf's Nachdrücklichste bestraft wurde.

Da merkten die Beiden doch, daß sie das Geschäft d'ran geben müßten. Sich ehrlich zu ernähren, kam ihnen aber noch immer nicht in den Sinn. Beide wurden vielmehr jetzt förmliche Spitzbuben. Die Mutter verlegte sich auf eine eigenthümliche Dieberei. Sie lockte durch Obst und dergleichen kleine Mädchen an und wußte diesen dann geschickt die goldenen Ohrringe und Gehänge wegzunehmen, die sie vielleicht um ein Drittheil des wirklichen Werthes ihren Hehlern abließ. Doch dieser Industriezweig erwies sich noch ungünstiger, als der frühere. Nicht lange hatte sie sich so mit den Kindern abgegeben, so nahm die Polizei sie wieder in Empfang und eine mehrjährige Zuchthausstrafe war der Lohn ihrer bösen Thaten. Von da ab hat sie nie mehr gestohlen.

„Gottlob,“ sagt hier vielleicht mancher meiner Leser. „So hat doch endlich die Strafe gefruchtet!“ Gefruchtet

hat sie freilich in so weit, als Frau Gertrud nicht mehr stahl. Dies kam aber nicht daher, weil sie sich besserte, sondern weil sie im Gefängnisse ihr verbrecherisches Leben beendete. Wie ihr Sohn, hatte auch sie sich das Branntweintrinken angewöhnt und vielleicht in Folge dessen traf sie der todbringende Schlagfluß.

Wie erging es nun ihrem Sohne? Der schien den ernstlichen Willen zu haben, sich zu bessern. Wenigstens suchte er, nachdem das letzte Schmuggeln so schlecht ausgefallen, sich nach überstandener Strafe eine Stelle als Hausknecht bei einem Wirthe, Namens Thelen, und hielt sich auch in der ersten Zeit recht brav. Bald kam aber der alte Diebesgeist wieder über ihn, er entwendete bald dies, bald das in dem Hause seines Brodherrn und endlich diesem selbst eine Summe von siebenundsechzig Thalern. Da man sein früheres Treiben kannte, weßhalb Thelen ihn auch anfangs gar nicht in sein Haus aufnehmen wollte, so fiel natürlich der Verdacht gleich auf ihn. Der Wirth ließ ihn verhaften, der Diebstahl, wie auch mancher andere, kam zu Tage und das Zuchthaus nahm ihn ebenfalls für mehrere Jahre auf.

Mag die Zeit, wenn wir in Glück und Freude jede Minute verbringen, uns viel zu schnell dahinfliegen oder mag sie, wo jeder Augenblick uns zur Folter und Qual wird, träge und langsam dahinschleichen, das Alles ist nur Meinung und liegt lediglich in uns selbst begründet. Sie geht ihren gleichmäßigen, ehernen Schritt zur Ewigkeit, unbekümmert darum, ob wir ihr gerne das schwerste Bleigewicht an die beschwingten Sohlen hängen, oder ihr die Flügel des Sturmwindes geben möchten. So gingen auch die Jahre der Gefangenschaft, obschon sie dem Schmuggler, dem Diebe eine kleine Ewigkeit dünkten,

wie alles Andere in dieser Welt, vorüber und er wurde wieder aus den beengenden Mauern seiner unfreiwilligen Wohnung entlassen.

„Frei bist du nun," redete Heinrich zu sich selbst, „aber was nun anfangen?"

Für einen ehrlichen, arbeitsamen Menschen hätte die Beantwortung dieser Frage sehr nahe gelegen. Hatte er doch im Zuchthause die große Wohlthat genossen, daß er ein Handwerk erlernt, dessen Ausübung ihn wohl redlich und ausreichend ernähren konnte. Er war Goldleistenmacher geworden, brauchte sich nun nur um Arbeit in diesem Fache umzusehen und sein Fortkommen war gesichert. Nach langem Hin- und Hersinnen wurde er darüber auch mit sich selbst einig, klopfte bei mehreren Fabrikanten an und wünschte Beschäftigung. Freilich konnte er nur die Zeugnisse vorlegen, die ihm beim Verlassen des Gefängnisses eingehändigt worden, aber diese waren auch sehr gut. Er hatte sich im Zuchthause, ob nothgedrungen, ob aus Klugheit oder wirklichem Besserungstrieb, gut betragen, war willig und fleißig gewesen, und da er immer einen hellen Kopf besessen, so hatte er bald ziemlich gute Fortschritte gemacht und konnte sich kühn als tüchtigen Arbeiter empfehlen. In dem festen Glauben, daß dies hinreichende Gründe für jeden Arbeitgeber seien, ihn aufzunehmen, sah er sich an geeigneter Stelle um Beschäftigung um. Doch da sollte er sich bald in seinen sichern Erwartungen gewaltig getäuscht sehen.

Die Welt ist so schnell mit ihrem Verdammungsurtheile da, wenn sie den Nebenmenschen fehlen sieht, aber nicht so bereitwillig zeigt sie sich, dem Gefallenen wieder aufzuhelfen, wenn er kommt, um ein anderer Mensch zu werden.

„Was," sagte der eine Fabrikant, „ich sollte einen Menschen in meine Dienste nehmen, der im Zuchthause gesessen? Das fehlte mir noch, wo ich doch satt und genug ehrliche Leute haben kann. Bei mir findet er keine Arbeit!"

Ein Anderer äußerte: „Die da drinnen im Gefängnisse haben gut Zeugnisse ausstellen. Wer aber verbürgt sich dafür, daß man es mit Einem zu thun hat, der sich aufrichtig gebessert. Der Fuchs läßt wohl seine fuchsigen Haare, aber nicht seinen schlimmen Sinn. Versuchen Sie anderswo, ob Sie angenommen werden."

Der Dritte, an den sich Heinrich mit seinem Gesuche wandte, meinte: „Arbeit werde ich Ihnen gewiß herzlich gerne geben, sobald ich mich von Ihrer wahren Sinnesänderung überzeugt halten kann. Halten Sie sich nur ein halbes Jahr lang gut und brav, dann will ich gewiß der Erste sein, der Sie beschäftigt."

Die beiden Ersten, das liegt auf flacher Hand, waren Grobiane. Warum, wenn sie Heinrich keine Arbeit geben wollten, diesen dann noch unnöthiger Weise beschimpfen und kränken? Wäre es nicht hinreichend gewesen, ihn einfach abzuweisen? Und wenn auch der Dritte höflicher gegen ihn war, ja, wirklich den ernsten Willen hatte, ihn später zu beschäftigen, wie unüberlegt war es doch von ihm, ein halbes Jahr Probezeit zu verlangen. Wo sollte er diese Probezeit bestehen, wenn jeder so dachte, wie dieser Fabrikant, wenn keiner ihn annahm? Oder konnte der entlassene Zuchthäusler ein halbes Jahr lang ohne Arbeit sein Leben fristen?

Wuth und Aerger im Herzen, war Heinrich die Lust vergangen, noch bei einem Vierten und Fünften anzuklopfen. „Man will ja nicht, daß ich ehrlicher Weise mein

Brod verdiene, nun, so muß ich wieder zu meinem frühern Handwerk greifen," sagte der Abgewiesene und mit diesem Vorsatze schlenderte er, noch planlos, durch die Straßen der Stadt.

Begingen die Fabrikherren einen unverzeihlichen Fehler, indem sie den Gutgesinnten schnöde abwiesen, so fehlte dieser doch auch nicht minder, sich so rasch von seinem Vorsatze abbringen zu lassen. Ging's nicht in seiner Vaterstadt, so doch vielleicht an anderm Orte. Das hätte er versuchen und immer wieder versuchen müssen, bis es glückte. Aber seine Sinnesänderung war eben keine gründliche. Er hatte mit seinem frühern Kumpan, dem Teufel, noch nicht vollständig gebrochen, und dieser war daher gleich bei der Hand, den verlorenen Boden wieder zu gewinnen.

Wie Heinrich nun so ingrimmig und Böses sinnend dahin wandelte, gesellte sich ein feiner Herr zu ihm, der ihn zutraulich anredete: „Nun, mein lieber Dollenberg, warum denn so tiefsinnig. Du siehst ja zur Erde, als wäre Dir die Aufgabe gestellt worden, die Steine dieses Pflasters bis auf den letzten zu zählen? Was hast Du? Bist Du krank oder fehlt's sonst irgendwo?"

Im ersten Augenblicke wußte Heinrich nicht, wo er den nobeln Herrn, der ihn so kameradschaftlich duzte, hinthun sollte. Als er aber dessen Züge etwas genauer besehen, reichte er ihm die Hand und sagte: „Mein Gott, Euler, wo kommst Du denn herangeschneiet? Seit Jahr und Tag habe ich Dich nicht mehr gesehen, und damals, als wir noch viel mit einander verkehrten, sahest Du so abgerissen und armselig aus, daß Du als die beste Vogelscheuche hättest dienen können. Woher denn jetzt diese feine Ausstattung?"

„Na, lieber Dollenberg,“ versetzte Euler, „wenn man auch einmal als Vogelscheuche herumbummelte, so ist deßhalb doch nicht gesagt, daß man eine solche all’ sein Lebtag bleiben müsse. Ein Bischen Spekulationsgeist und ein wenig guter Wille, mit denen kommt man schon ein gut Stück weiter in der Welt. Aber was schaffst denn Du jetzt? Wie ich gehört, hat Dich die Göttin Gerechtigkeit eben wieder aus ihren Klauen entlassen. Was soll’s nun werden?“

„Dieselbe Frage legte ich mir so eben auch vor, als ich schon nahe daran war, ein ehrlicher Mann werden zu wollen. Aber die Menschheit will es nicht. Für einen Zuchthäusler gibt es eben keine Arbeit bei jenen redlichen Spitzbuben!“ antwortete Dollenberg mit Bitterkeit.

„Hier zu Lande vielleicht nicht, darin magst Du sehr Recht haben. Aber ist die Welt denn ein Strumpf? Oder sind wir verurtheilt, auf der Scholle zu bleiben, wo zufällig unsere Wiege stand? Die ganze Welt steht uns offen. Mache es wie ich und suche Dein Glück jenseits des Oceans!“

„Bist denn Du in Amerika oder gar in Australien gewesen?“ fragte Heinrich neugierig.

„Das nun eben nicht; aber mein Geschäft dehnt sich bis zum Lande der Rothhäute aus und wenn Du sonst nur willst und Dir das Arbeiten Ernst ist, so kann ich Dir leicht lohnende Beschäftigung in die Hand geben!“

„Die suche ich gerade jetzt und solltest Du das vermögen, würdest Du mir einen großen Gefallen erweisen!“

„Aber kannst Du Dich von Deinem lieben Vaterlande so ohne Weiteres trennen?“

„Mein liebes Vaterland würde mich verhungern lassen, ohne sich im Mindesten um mich zu grämen. Was

sollte mich also abhalten, ihm mit Freuden den Rücken zu kehren?“

„Nun, dann bist Du mein Mann,“ sagte Euler: „Ich will für Dich sorgen wie ein Bruder aus alter Freundschaft. Aber laß uns hier nicht so trocken stehen. Dort ist ja eine recht gute Restauration. Wir können unser Geschäft bei einem Glase Baierisch viel eher flüssig machen!“

Mit diesen Worten schob Euler seinen Arm in den Heinrichs und Beide betraten kurz darauf das Bierlokal, wo Baierisch verabreicht wurde. Hier ließ Euler tüchtig vorfahren. Heinrich, der seit Jahren nichts mehr von diesem Getränke gekostet, war bald in jenem Zustande, in dem man mit vollem Rechte den Menschen als unzurechnungsfähig bezeichnet und also eigentlich zu jedem Geschäftsabschlusse ungeeignet. Der Meinung schien aber sein Freund nicht zu sein, da er eben jetzt nichts Eiligeres zu thun hatte, als die Uebereinkunft mit Dollenberg klar zu stellen.

Und was war das für eine Uebereinkunft? O, eine sehr brüderliche. Heinrich erhielt von seinem Busenfreunde, wie dieser sich im Laufe des Gespräches mehrmals zu nennen beliebte, einen Schein, durch welchen ihm freie Ueberfahrt nach Amerika und gute Behandlung und Beköstigung bis dahin verbürgt wurde. Dazu noch ein versiegeltes Empfehlungsschreiben an ein respektables Haus in Neu-York, durch welches Heinrich sofort lohnende Arbeit finden würde. Eine Nebensache, ein kleiner Contrakt mußte des Geschäftsganges wegen, wie Euler sagte, von Heinrich noch unterzeichnet werden, was dieser auch mit schwerfälliger Hand und in fast bewußtlosem Zustande ohne Sträuben that. Dann war der Handel geschlossen, der noch mit etlichen Stangen Bier besiegelt wurde.

Erst in später Stunde verließen die Beiden das Bierlokal. Da Heinrich kein Unterkommen für die Nacht hatte, erzeigte ihm Euler auch noch sehr bereitwillig die Freundlichkeit, ihn in seine eigene Behausung aufzunehmen. Nur so war er auch vollkommen sicher, daß sich Heinrich verabredetermaßen schon morgen zu Schiffe begeben würde, um nach Amerika überzusiedeln.

Siebentes Kapitel.

Der Amerikaner.

Wenn wir sagen, daß Heinrich Dollenberg an dem Tage, wo er sich in Antwerpen mit seinem Scheine an die Firma wandte, die ihm sein Freund Euler bezeichnet, sofort auf ein Auswandererschiff gebracht wurde, so wird sich der kundige Leser schon von selbst einen Begriff davon machen können, wie angenehm sich für Heinrich die Reise nach den Vereinigten Staaten gestalten mußte, denn in den meisten Fällen findet der Passagier auf diesen Schiffen nichts weniger als einen angenehmen Aufenthalt. Daß aber das Schiff, welches ihn befördern sollte, gerade eines der verrufensten dieser Art war, wird der geneigte Leser leicht einsehen, wenn wir ihm mittheilen, wie es dem entlassenen Zuchthäusler auf demselben erging.

Er sowohl wie seine Leidensgefährten wurden auf einen so engen Raum beschränkt, daß es nicht übertrieben ist, wenn wir sagen, sie waren dort eingepöckelt wie die Häringe. Wurde nun schon durch das enge Zusammenleben so vieler Menschen die Luft gänzlich verdorben, so

gelangte dieser Uebelstand doch erst dadurch recht zu seiner vollen Größe, daß die meisten Passagiere von der Seekrankheit befallen wurden und durch das häufige Erbrechen, welches diese Krankheit mit sich bringt, der Aufenthaltsort derartig mit den widerlichen Dünsten der Auswurfsstoffe angefüllt wurde, daß es fast zum Ersticken war. Nichts aber ist dem menschlichen Körper erfahrungsmäßig schädlicher, nichts reißt ihn mehr und schneller zusammen, als das Athmen in schlechter Luft. Kein Wunder also, daß die armen Auswanderer schon in kurzer Zeit so sehr alle gesunde Farbe verloren, daß man eher glauben sollte, man beabsichtige, ihrer möglichst wenige nach Amerika zu bringen, als daß die Schiffsdirektion gewillt sei, sie sämmtlich unversehrt nach dem neuen Lande hinüberzuschaffen. Was also die gute Behandlung, auf die Heinrich gemäß seinem Scheine angewiesen war, anbetraf, so merkte er bald, daß sein Freund wenigstens hierin gewaltig daneben geschossen. Allein das war noch nicht Alles.

That den also Eingepferchten eine gesunde, kräftigende Nahrung hier mehr wie anderwäris noth, so fand der Proviantmeister des Schiffes es vielmehr angemessener, seinen vielen Gästen diese so karg und schlecht zu verabreichen, daß sie allein schon die kräftigsten, gesündesten Leute hätte zu Grunde richten müssen. Spärlich zugetheiltes, verdorbenes Fleisch, altes, vom Schimmel überzogenes Brod, wässerige, kraftlose Suppen und dergleichen Leckerbissen mehr, darauf wies der tägliche Küchenzettel die Armen an, und wollten sie nicht Hungers sterben, so mußten sie diese abscheuliche Kost zu sich nehmen. Doch schien man in einer Hinsicht für die Gesundheit der Passagiere wirklich besorgt zu sein, denn man gab ihnen wenigstens diese Fütterung so knapp, daß von einem

Verderben des Magens wegen Ueberladung sicher nicht die Rede sein konnte. Also auch darin erwies sich des Freundes Zusicherung wenigstens als eine irrige.

Rechnen wir noch dazu, daß nach der ersten Woche auch das mitgenommene Süßwasser so rar wurde, daß man den täglichen Bedarf auf immer kleinere Quantitäten beschränkte, daß der karge Trunk Wasser zuletzt auch noch faulicht und übelriechend wurde, so läßt sich ermessen, wie die Noth der Eingekerkerten auf's Höchste steigen mußte.

Hier drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf: Aber kannten die Leute denn keinen Ausweg? Klagten und lamentirten sie denn nicht bei diesen unerträglichen Uebelständen?

Wohl beschwerten sich die Armen täglich und stündlich, wohl versuchten sie mit Bitten und Thränen ihre Quäler zu erweichen. Aber was half das? Während sie in verpesteter Luft, aus der sie alle Tage einmal für kurze Zeit auf's Verdeck geführt wurden, die meisten Stunden der Reise zubringen mußten, athmeten ihre Peiniger dies unentbehrliche Element im Freien und in luftigen, geräumigen Kajüten, die elegant eingerichtet waren, in vollen Zügen. Wenn die Passagiere trostlos bei ihrem faulenden Wasser, bei stinkigem Fleisch und dumpfigen Brode saßen, schlemmten die Herren des Schiffes an wohlbesetzter Tafel bei Braten, Geflügel und Wein und sonstigen Köstlichkeiten. Wie konnten sie da die Noth der Elenden drunten im engen Schiffsraume kennen? Wie konnten die hartherzigen Schwelger da Mitleid fühlen mit den hungernden Kranken? Auf alle ihre Klagen antwortete man ihnen mit rauhen, abweisenden Worten. Und als einige des Bettelvolkes, so nannten die Unmenschen die ihnen Anvertrauten, ziemlich laut und gebieterisch eine

menschliche Behandlung verlangten, da erhielten sie zum Lohne von rohen Matrosen eine nachhaltige Züchtigung. Schweigend verkrochen sich die Unglücklichen in ihren Stall, denn den Namen verdiente ihr Wohnraum, und von dem Augenblicke an wußten sie, was sie zu gewärtigen hatten, wenn sie ferner aufmukten. —

Ingrimmig saß Heinrich in seinem Winkel. Auch er war bei den Vorlauten gewesen. Sein zerschlagener Rücken, seine schmerzenden Wunden wußten davon zu erzählen. Düstern Blickes schaute er zu Boden. Waren das die Verheißungen, mit denen sein Freund ihm die Uebersiedlung nach Amerika so angenehm zu machen gewußt? War der Freund der Betrogene und hatte, ohne es zu wollen, auch ihn so irrig berichtet, oder lag er am Ende mit unter der Decke und war er vielleicht selbst ein Betrüger? Das Letztere schien dem Bekümmerten fast sicher. Wie kam ihm jetzt so oft der weise Ausspruch seines seligen Vaters in den Sinn, den dieser immer gemacht, wenn vom Auswandern die Rede war: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Ja, hätte Heinrich sich redlich nähren wollen, gewiß, er würde auch im Heimathlande sein Fortkommen gefunden haben. Ist doch kein Flecken auf Gottes weiter Erde so karg, daß er nicht dem Menschen, wenn auch in verschiedener Weise, sein täglich Brod zu geben vermöchte. Und erst unser Vaterland. Erst Deutschland. Tausend Wege stehen dem offen, der sich rühren will, um sein Fortkommen zu finden. Wenn er das aber nicht will, o, dann bleibe er doch auch aus Amerika fort. Denn dort gilt es ja erst recht, das ernste Wort: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod verdienen! Was er hier nicht thun wollte und mochte, das muß der Auswanderer dort angreifen und treiben. Wahrlich, wollte

manch' Einer hier so wühlen und schaffen, wie er es dort nothgezwungen thut, er könnte auch hier zu etwas Ordentlichem kommen.

Doch all' diese Gedanken kamen dem trübsinnigen, niedergeschlagenen Dollenberg nun zur Unzeit. Da schwamm er mit seinen Leidensgefährten auf dem Weltmeere, matt und hungrig und durstig, weit vom theuren Heimathslande entfernt und konnte sich nur in wirkungslosen Seufzern und ohnmächtigen Wuthausbrüchen gegen seine hartherzigen Herren ergehen.

Wie sie Amerika näher kamen, gewann ihre Spelunke an Räumlichkeit, denn es verging fast kein Tag, wo nicht einer der Unglücklichen sein qualvolles Dasein endete und von den Wellen des Oceans aufgenommen wurde, vielleicht eine willkommene Beute eines hungrigen Haifisches. Die Pestluft, die schlechte Nahrung, der Mangel an trinkbarem Wasser, dazu die rohe Behandlung, das Alles mußte die weniger Starken dem Tode in die Arme treiben und so war ein volles Drittel derer, die in Antwerpen eingepfercht worden, nun, als man in Amerika landete, zwar wie die Andern noch auf der Schiffsliste zu sehen, aber nicht mehr unter den Lebendigen. Das nimmersatte Meer hatte sie aufgenommen und ihnen fern von der Heimath ein nasses, schauerliches Grab bereitet.

Der Tod hatte zwar den Zuchthäusler verschont, aber er kam so entkräftet, so abgezehrt auf Amerika's Boden an, daß er kaum auf seinen Füßen zu stehen vermochte. Das Geschäftshaus, an das ihn Euler gewiesen, mochte wohl auch einsehen, daß ein solcher Mensch, als welchen sich Heinrich vorstellte, nicht zur Arbeit tauglich sei, weßhalb ihm die Weisung wurde, die ersten Tage dazu zu verwenden, um sich von den Strapazen der Reise zu erholen.

Schon wollte Heinrich dem Herrn, der ihm den Vorschlag machte, unwillig entgegnen, daß er hierzu kein Geld habe, als dieser wider alles Erwarten ihm eine kleine Summe Geldes einhändigte, die er zu seiner Herstellung verwenden dürfe. Gleichzeitig wurde ihm ein Haus bezeichnet, wo er sich einquartiren sollte.

Diese Freundlichkeit kam dem ehemaligen Schmuggler nach der brutalen Behandlung auf dem Schiffe so unerwartet, daß er dem Herrn nicht genug zu danken wußte. Doch dieser wies allen Dank ab und rieth ihm nur, wie es schien, sehr eindringlich an, für seine völlige Wiederherstellung zu sorgen, damit er recht bald in Beschäftigung treten könne.

Der tägliche Aufenthalt in freier Luft, gute, nahrhafte Kost und immer neue Zerstreuung in der großen, rührigen Stadt Neu-York, brachten Dollenberg bald wieder auf die Beine und schon nach Verlauf einer Woche trat er wieder vor jenen Herrn und meldete, sich als völlig gekräftigt zu jeglicher Arbeit.

War Heinrich der Meinung, nun irgend eine contraktliche Uebereinkunft abschließen zu können, wie es ihm doch Euler in sichere Aussicht gestellt, so fand er sich hierin abermals getäuscht. Er erhielt die Weisung, sich zur Eisenbahn zu begeben und dort einen gewissen Actionär Nautleton zu erfragen, das Uebrige würde sich schon machen. Heinrich that also und eine Stunde später saß er im Waggon mit mehreren von denen, die er von jenem Schiffe her kannte und fort ging es, dem Süden zu. Der Zug raste Stunde um Stunde unaufhaltsam dahin, Passagiere stiegen ein, Passagiere stiegen aus, endlich, nach mehreren Tagen hieß es auch für sie: „Ausgestiegen" und nun erst wurde ihnen die schreckliche Gewißheit, daß sie

dazu bestimmt waren, gleich Sklaven auf einer Baumwollenpflanzung im Süden zu arbeiten. Freilich hätte das Geschäftshaus sie bequemer transportiren können, wenn sie nicht erst nach Neu-York, sondern von Europa aus gleich nach einem südlichen Hafenplatze gebracht worden wären. Allein man befürchtete, daß die Verkauften, wenn sie in Europa hörten, daß es nach einem Hafen im Süden der Vereinigten Staaten gehe, wittern möchten, wozu sie bestimmt seien und so wohl der ganze Handel sich zerschlagen könne. Darum ging es erst mit den Verkauften nach Neu-York.

Und verkauft waren sie, Heinrich und seine Mitgenossen, zum schmählichsten Sklavendienste. Jener gute Freund, der geschniegelte und gebügelte, mit goldener Uhr, Kette, Ringen und Busennadel ausstaffirte Euler, war ein gemeiner Seelenverkäufer, ein würdiger Agent für das eben so würdige amerikanische Geschäftshaus. Er fischte die unerfahrenen Europamüden auf, schloß den Contrakt mit ihnen und wußte, was er von jeder Arbeitskraft, die er jenem Hause zusandte, für sich zu berechnen hatte. Die Verkauften mochten dann im fremden Lande selbst zu sehen, wie sie sich aus der Klemme halfen.

Die durch Euler Verkauften befanden sich also auf einer Baumwollenpflanzung und mußten arbeiten wie Sklaven. Von einem Contrakte, den man mit ihnen schließen würde, wie sie gedacht, war natürlich keine Rede, von einer Belohnung ihrer Arbeit eben so wenig. Aber Arbeit, ja d e r e n hatten sie vollauf. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend, oft bei der schrecklichsten Sonnenhitze mußten sie schaffen und wühlen ohne Unterlaß. Wollte ihnen aber einmal die Arbeit nicht so recht von der Hand gehen, vielleicht weil sie nicht einsehen konnten, warum

sie sich also für nichts und wieder nichts schinden sollten, oder auch, weil Müdigkeit und Abmattung sich ihrer bemächtigt, o, da wußte man guten Rath. Der Aufseher der Plantage war der Meinung, die Peitsche sei nicht bloß für Sklaven da, sie finde auch recht gut ihre Anwendung bei widerspenstigen Weißen und er schonte ihrer wahrlich nicht. Schwer und wuchtig fielen die Hiebe auf den Rücken dessen, der sich aus irgend welcher Ursache lässig zeigte. Blutige Striemen gab's und wollte man nicht unter den Schlägen erliegen, mußte man wohl wieder mit angreifen. Dazu wurde ihnen auch hier die magere Kost so spärlich bemessen, die Zellen, die ihnen zum Aufenthalte angewiesen worden, waren so niederträchtig, daß Mancher, den der Tod bei dem Schiffstransporte verschont, hier ihm dennoch verfiel.

Aber, wird man denken, ein solches Benehmen war ja geradezu Thorheit des Geschäftshauses. Erst Arbeitskräfte ankaufen und dann durch schlechte Behandlung auf dem Schiffe und später auf der Pflanzung sie großentheils wieder verlieren, das ist ja eine hirnverbrannte Spekulation. Das ist freilich wahr. Aber wozu treibt die Habsucht nicht den Menschen? Jede Leidenschaft hat das mit den andern gemein, sie macht blind für die einfachsten Lebenserscheinungen. So auch hier. Um möglichst wenig zu verausgaben auf den Schiffen, darum jene niederträchtige Behandlung; um nur ja recht viel und rasch herauszuschlagen, darum das unmenschliche Verfahren auf der Plantage. Was war auch an einem lumpigen Menschenleben gelegen, eine Arbeitskraft, eine lebende Maschine mehr oder weniger, was thut's? Der rührige Agent in Deutschland wird schon für neue sorgen, und die so frühzeitig mit Tode abgingen, also eine Maschine, die rasch verbraucht

war, wurde ihm auch geringer berechnet, ein Grund und Sporn mehr für ihn, sich nur nach solchen Leuten umzusehen, die allenfalls die härtesten Strapazen aushalten konnten.

Wie manches junge oder doch noch rüstige Menschenleben mußte dieser verdammungswürdige Euler schon auf seinem Gewissen haben? Aber was verschlug es. War er doch durch sein einträgliches Geschäft der Mann, der als feiner Herr einherstolziren und ein bequemes, angenehmes Leben führen konnte! Wie schrecklich war das Loos der armen Menschen auf jener Pflanzung! Aber was machten sich die Actionäre des Geschäftes daraus! Schwitzten und darbten die Armen doch für sie, damit sie ein schwelgerisches Leben führen konnten! Aber der ewige Richter dort oben? Ja, der lebt und sieht dem Gräuel zu und wird sie einst furchtbar zur Rechenschaft ziehen. Aber seine Donnerkeile trafen sie ja jetzt noch nicht und das andere Leben, o, das war Nebensache, das war bei ihnen höchst ungewiß und wozu sich mit künftigen Dingen, die ihnen höchst zweifelhaft vorkamen, hier schon beunruhigen.

Wenn nun auch mancher Arbeiter sich schließlich in sein Schicksal als in ein unabänderliches ergab, Heinrich war keine Natur, die sich so willig in's Joch beugte. Er hatte sich dem eisernen Arme des Gesetzes, der nur Billiges von ihm forderte, nicht beugen wollen und er sollte sich hier sklavisch unterwerfen? Nimmermehr!

Eines Tages, als sie wieder gleich einer Heerde Vieh auf die Pflanzstätte getrieben worden und die andern Alle, eingedenk der unbarmherzigen Peitsche, in voller Thätigkeit waren, stand er mit verschränkten Armen da und schaute ihnen ruhig zu, nicht Hand noch Fuß bewegend. Aber im Nu war der Aufseher da.

„Angepackt!" donnerte er mit furchtbarer Stimme den Müßigen an und damit sauste auch schon die Peitsche durch die Luft und fiel schwer auf Heinrichs Rücken nieder.

Leichenblaß blieb dieser stehen und rührte und regte sich nicht. Aber schrecklich arbeitete es in seinem Innern. Das sah man am raschen Heben und Senken der Brust, das gewahrte man an seinen Verderben sprühenden Blicken, an der dick angelaufenen Ader der Stirne.

„Wird's noch nicht?" donnerte der Treiber noch einmal und wieder holte die Peitsche zum mächtigen Hiebe aus.

Da aber sprang Heinrich dem Tyrannen entgegen und weit flog das Marterwerkzeug in die Luft.

„Wer gibt Dir Elenden das Recht, einen freien Mann zu züchtigen?" klang es hohl von Dollenbergs wuthzitternden Lippen.

„Wer mir das Recht gibt, armseliger Sklave?" höhnte der Aufseher, ebenfalls vor Wuth am ganzen Leibe erbebend. „Hast Du, elender Wurm, Dich nicht schon in Europa als Knecht, als Sklave verkauft? Hast Du nicht den Preis Deiner Arbeit im Voraus empfangen? Und nun unterstehst Du Dich, Dich aufzulehnen! — Die Peitsche her!" herrschte er darauf den verblüfft d'rein Schauenden zu, und als ein dienstbeflissenes Subjekt ihm solche hinreichte, wollte er von Neuem sein Opfer damit traktiren.

„Keinen Schlag mehr," schrie Heinrich, „wenn Dir Dein Leben lieb ist. Ich habe meine Arbeitskraft Keinem verkauft und werde frei und frank diesen Ort verlassen. Hat man mich auch heimtückischer Weise hieher gelockt, so bin ich doch nicht gewillt, das unfreiwillige, schändliche Joch ferner zu tragen!"

Und damit drehte er seinem Peiniger den Rücken und wollte die Pflanzung verlassen.

Aber damit war dieser durchaus nicht einverstanden.

„Keinen Schritt von der Stelle und sofort an die Arbeit oder ich schlage Dich nieder wie einen tollen Hund!" brüllte der Aufseher in namenloser Wuth.

Da aber Heinrich Miene machte, sich an diese freundliche Mahnung nicht kehren zu wollen, sondern weiter schritt, so stürmte der Verwalter auf ihn ein und versetzte ihm noch einige kräftige Hiebe.

Es waren die letzten, die er ausgetheilt. Wie ein wilder Stier stürzte Heinrich auf ihn los und bald lag der Aufseher entseelt in seinem Blute.

Mit einem sogenannten Handringe, den Heinrich sich schon lange, vielleicht auch zu dem jetzt ausgeführten Zwecke, zu verschaffen gewußt, hatte er seinen Quälgeist niedergestreckt. Er sah nicht mehr die gräßliche Bestürzung der Uebrigen, sah nicht, wie sie ihren getödteten Peiniger umstanden, hörte nicht ihr verworrenes Geschrei. Er lief spornstreichs der Wohnung zu, nahm in der Eile, so gut es ging, alles Werthvolle, was sich nur eben gut wegbringen ließ, zu sich und eilte von dannen. Die Leiche des Ermordeten wurde in's Haus gebracht, aber Niemand dachte daran, dem Mörder nachzusetzen. War daran das Momentane der That, die allgemeine Verwirrung oder ein anderer Umstand Schuld, genug, man ließ den Verbrecher laufen und erging sich während dessen in nutzlosen Klagen. Ob diese so ernst gemeint waren, ob nicht noch der Eine oder Andere die günstige Gelegenheit benützte und sich ebenfalls aus dem Staube machte, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Genug, als das Geschäftshaus in Neu-York den Thatbestand erfuhr, war Heinrich

schon über alle Berge und nie wieder hat man in Amerika etwas von ihm gehört.

Wenn auch alles das, was Heinrich sowohl auf dem Auswandererschiffe, als auch in Amerika selbst hatte leiden müssen, gewiß nicht zu rechtfertigen war, so kann doch kein Mensch seine letzte That entschuldigen. Daß er nicht gerade aus Nothwehr seinen Feind erschlagen, daß er vielmehr schon lange mit einem solchen Vorsatze umging, sehen wir klar und deutlich an dem Umstande, daß er mit der Mordwaffe schon lange versehen und die letzte Scene auch absichtlich herbeiführte. Außerdem wirft auch die Thatsache auf den Mörder ein schlechtes Licht, daß er mit dem Todtschlage noch nicht zufrieden war, sondern auch wie ein gemeiner Räuber sich an den Werthsachen, die er vorfand, deren Dasein er also wohl schon früher ausspionirt haben mußte, vergriff. Er war nichts mehr und nichts weniger als ein Mörder, mag er auch noch so viele Gründe zusammengesucht haben, die That bei sich selbst zu beschönigen.

Vermittelst dessen, was er geraubt, gelang es ihm, Amerika ungefährdet zu verlassen. Als nobler Passagier reiste er mit einem Dampfer, der in Neu-Orleans, als er dort ankam, gerade zur Abfahrt bereit lag, nach Europa zurück und befand sich bald wieder auf deutscher Erde.

Das Land, das ihn als entlassenen Zuchthäusler hatte abziehen sehen, sah ihn nun, mit Blutschuld besudelt, mit einem Morde auf der Seele wieder. —

In seinem Heimathslande angekommen, hatte Heinrich nichts Eiligeres zu thun, als die geraubten Gegenstände zu Gelde zu machen. Die Summe, die er dafür erhielt, machte mit dem, was er an Baar im Hause des Aufsehers jener Plantage gefunden, einen kleinen Schatz aus, mit dem Dollenberg sehr leicht ein Geschäft hätte einrichten,

und dann bei etwas Fleiß und Umsicht sich wohl durch die Welt bringen können. Doch von Jugend auf nicht an ernste Thätigkeit gewöhnt, kam es ihm jetzt, wo er Mittel in der Hand hatte, seine Bedürfnisse nach Laune zu befriedigen, erst recht nicht in den Sinn, durch Arbeit sein Leben zu fristen. Er lebte vielmehr von seiner Baarschaft so in den Tag hinein, als ob sie nie schwinden könne. Noble Kleidung, gutes Essen, Trinken bis zum Uebermaß griff seine Kasse gewaltig stark an und der Abgang wurde sicher nicht durch sein müßiges Umherschlendern und süßes Nichtsthun ersetzt. Das Einzige, was er dadurch zu wege brachte, war, daß er einem sonst braven Mädchen den Kopf verdrehte und schließlich dasselbe heirathete. Freilich kann man diesem Mädchen nicht große Vorwürfe deßhalb machen. Er hütete sich wohlweislich, in trunkenem Zustande seine Besuche bei ihr zu machen; vielmehr kam er immer recht sittsam und nüchtern in ihr Haus, beobachtete allen Anstand, war vorsichtig in Rede und Geberde und stellte sich an, als ob er der Fleiß und die Emsigkeit selbst wäre. Unter dem Vorwande, seinen Geschäften nachgehen zu müssen, dehnte er seine Besuche bei ihr nie lange aus, brach dieselben im Gegentheil immer schnell ab, und da er sonst gerade von keiner abstoßenden Körperbildung war, so kam die Heirath schnell zu Stande.

In den ersten Tagen verlief auch Alles sehr gut. Allein bald wurde Elsbeth, so hieß die junge Frau, doch zu ihrem Schrecken gewahr, daß sie getäuscht worden war. Von der frühern, oft vorgeschützten Geschäftigkeit sah sie nichts. Im Gegentheil, es wurde ihr nur zu bald klar, daß ihr Mann ein unverbesserlicher Müßiggänger war und seine Zeit mit Nichtsthun und Herumbummeln zubrachte.

Auch die feinen, artigen Manieren legte er bald ab und kehrte nur zu sehr sein rohes, wildes Wesen heraus. Besonders geschah dies, wenn sie ihm wegen seines unthätigen Lebens sanfte Vorstellung zu machen sich erkühnte. Brummend ging er dann von ihr und erst in später Nacht kam er wieder zu ihr zurück. Taumelnd vor Trunkenheit machte er ihr nun die heftigsten Vorwürfe und hatte nicht eher Ruhe, bis er den wüsten, wirren Kopf niedergelegt und eingeschlafen war. Wie bereute da Elsbeth den Schritt, den sie in der frohen Hoffnung gethan, bei Heinrich ein friedlich stilles, glückliches Daheim zu finden. Sie hatte ihr Schicksal unzerreißbar mit dem eines Müßiggängers, eines Trunkenboldes verknüpft und seufzte und klagte über ihr junges, nun so freudelos und kummervoll dahinfließendes Leben.

Doch es sollte noch schlimmer kommen, sie kannte ihren Gatten noch nicht in seiner ganzen Schlechtigkeit. Wohl ahnte ihr, daß bei ihm noch irgend etwas Anderes nicht so war, wie es sein sollte. Sehr oft zeigte er eine Unruhe und Aengstlichkeit, die ihr unerklärlich blieb. Namentlich in seinen nächtlichen Träumen wälzte er sich so häufig ruhelos hin und her, stöhnte und klagte, stieß Verwünschungen aus und stammelte Worte hervor, aus denen die erschrockene Frau nicht klug zu werden vermochte. Es schien ihr, als habe er es im Traume mit blutigen Gestalten zu thun, die nicht von ihm weichen wollten, trotz seiner Flüche und Drohungen, und nicht selten war es vorgekommen, daß Heinrich dann in Schweiß gebadet und gänzlich erschöpft aus dem Schlafe emporfuhr, wild um sich blickte und ängstlich fragte: „Ist er fort, der Mann mit der klaffenden Kopfwunde, mit dem zerschlagenen Hirnschädel, der mich erdrosseln wollte?"

Wohl suchte Elsbeth ihn dann zu beschwichtigen, ihn daran erinnernd, daß er ja nur schwer geträumt habe; aber nur langsam kamen die bebenden Glieder wieder in Ruhe und sein eisiger Blick forschte noch eine Zeit lang umher, als ob er wähne, die Schreckgestalt müsse noch zugegen sein.

Daß ihr Mann etwas auf seinem Gewissen haben mußte, was das Tageslicht scheute, das merkte die Frau wohl; was es aber sei, daraus konnte sie nicht klug werden. Erfragen ließ sich auch nichts, denn bei der leisesten Anregung dieses Gegenstandes wich ihr Heinrich scheu aus oder schnitt alle weiteren Fragen mit der Bemerkung ab: „Du sagst ja selbst, es seien Träume gewesen. Träume aber das sind Schäume. Oder bist Du auch noch so einfältig, wie so manches alte Weib, das da in jedem Traume ein wichtiges Geheimniß sucht und darum auch so viele Raritätchen darin entdeckt?"

Damit war die Sache in der Regel abgethan. Ging aber die Frau ihrem Manne etwas schärfer an's Leder, dann gab's rauhe, tiefverletzende Antworten und so kam Elsbeth schließlich dazu, gänzlich von dieser Sache zu schweigen. —

Das Geld, obschon es ein erkleckliches Sümmchen gewesen, ging doch auf die Neige, besonders da seit der Heirath zwei davon zehrten und Heinrich, wollte er nicht sammt seinem Weibe hungern, mußte sich schon nach einer Erwerbsquelle umsehen.

Redliche Arbeit kam bei seinem Planen über Erlangung fernerer Existenzmittel nicht mit in Anschlag. Dagegen hatte er nun einmal den größten Widerwillen. Was konnte er also anders thun, als auf unreellem Wege sein Brod verdienen? Dazu war er denn auch schnell entschlossen.

Zuerst trieb er mit der kleinen Baarschaft, die ihm noch zu Gebote stand, einen kleinen Handel, der aber nur

auf Betrügereien und Schwindelgeschäften beruhte. Was Wunder, wenn er bald damit fertig war. Jetzt wurde er ein sogenannter „Bauernfänger", der mit noch einigen Genossen seines Gelichters beim Kartenspiel uneingeweihte, alberne Menschen um das Ihrige brachte.

Um dies saubere Gewerbe möglichst lange treiben zu können und doch dabei der Polizei nicht in die Hände zu fallen, mußten sie möglichst oft den Schauplatz ihrer Thätigkeit verlegen und Elsbeth, sein armes Weib, die unterdessen ihren saubern Gemahl mit einem Sohne beschenkt, mußte mit ihrem armen Würmchen durch Nacht und Nebel mit davon schleichen. Ob sie das gerne oder ungerne that, ob ihre und des Kindes Gesundheit darunter litt, wenn sie so hin- und herstreifen mußten, was gab Heinrich darum? Kamen ihm die Beiden ja doch nur als eine unnöthige Last vor, von der er sich je eher, je lieber gern entledigt gesehen hätte. — Der Bauernfänger gerieth später mit einer Diebesbande zusammen, der er sich gar schnell anschloß, für sie alle günstigen Gelegenheiten ausspionirte und dafür stets den vollen Antheil von der Beute erhielt. Die ganze Bande wurde aber bald von der Polizei aufgehoben und nur Heinrich gelang es zu entkommen. Jetzt schien er endlich ein anderes Leben beginnen zu wollen. Er trat bei einem Bauern als Taglöhner in Dienst und schrieb von hier aus seinem Weibe, die er bei seiner Flucht hatte zurücklassen müssen, daß sie ihm nachkommen solle. Wie freute sich das arme Weib, als sie den Vagabunden als ruhigen, fleißigen Arbeiter wiederfand. Nun glaubte sie, es würde Alles wieder gut werden und sie, wenn auch ein dürftiges, doch ein zufriedenes Leben führen können. O, daß die Arme sich nicht getäuscht sehen möchte!

Achtes Kapitel.

Auf der Maar.

Wenn man das Dorf Tiefthal verließ und etwa eine Viertelstunde gegen Norden wanderte, so befand man sich bald im Bereich einiger elenden Hütten, die rechts und links am Wege zerstreut lagen und durch ihr ärmliches Aussehen Zeugniß davon gaben, daß in ihnen nur Elend und Noth, wenn nicht Schlimmeres zu Hause waren. Dieser Ort, der auch zur Pfarre Tiefthal gehörte, führte den Namen: „Auf der Maar."

Hier, wo jetzt die Baracken standen, war vordem nichts als Sumpf und Moor gewesen. Aber mit der Zeit hatte man die nächste Umgebung dieses wüsten Erdstriches, Gebüsch und Waldung, ziemlich gelichtet und theilweise entfernt, auch mancherlei Versuche gemacht, den sumpfigen Boden trocken zu legen. Sonne und Wind, die nun freien Zutritt fanden, halfen treulich mit und nach und nach verschwanden Moor und Sumpf und der gewonnene Boden ließ sich bearbeiten und bepflanzen. War das Erträgniß auch ein geringes, so fanden sich doch Leute

ein, die keine Mühe scheuten, dem kargen Boden ihren Lebensunterhalt abzuringen, zumal, da ihnen dies Land anfangs unentgeltlich überlassen wurde. Man baute sich sein Häuschen, trieb seine kleine Ackerwirthschaft und fristete sich so sein Leben. Von dem frühern Zustande aber erhielt die Gegend den Namen: „Auf der Maar."

So recht vorangehen wollte es aber doch nicht auf der Maar. Der Boden war gar zu widerspänstig und wenn die, so er ernähren sollte, nicht nebenbei noch mancherlei andere Arbeiten betrieben hätten, wäre der Aufenthalt an diesem Orte rein unmöglich gewesen. Kein Wunder also, daß man auf der Maar nur Armuth und Noth fand.

Im letzten Häuschen aber, das fast an den Wald stieß, der noch zu beiden Seiten die Maar umschloß, schien doch das Elend nicht gar groß zu sein. Die Bewohner der übrigen Hütten sahen sogar mit einer Art von Neid auf die Insassen desselben, die sich unter ihnen Allen am besten standen. Das Häuschen war zwar nicht besser, als alle die andern. Verwahrlost in jeder Beziehung stand es da. Nur das merkte man auf den ersten Blick, im Innern mußte eine fleißige Hand schalten und walten, denn die kleinen Fenster waren reinlich und hell; durch die offene Hausthüre schaute man in einen sauber gehaltenen Gang und das Gärtchen hinter dem Häuschen war in guter Ordnung.

Die Bewohner dieses Häuschens trugen sich besser, als alle andern und an guter Nahrung, das wußte man, fehlte es auch nicht. Wenn die andern Leute auf der Maar froh waren, ihren bellenden Magen mit Kartoffeln und Brod füllen zu können, zog häufig aus dieser Wohnung dem Vorüberschreitenden ein würziger Bratengeruch

in die Nase, und wenn die übrigen Ansiedler auf diesem einsam gelegenen Fleck sich mit Wasser oder elendem Kaffeegebräu den Durst löschten, durfte man sicher sein, hier, in diesem Häuschen einen kräftigen Kaffee, einen guten Trunk Bier, wohl gar Wein anzutreffen. Woher denn dieser auffallende Unterschied? Waren diese Leute etwa schon als wohlhabende hier eingekehrt? Aber wie sollten denn Menschen, die sich nur etwas helfen konnten, eine solche Wohnstätte wählen? Dem war auch nicht also. So arm, wohl noch ärmer als die Andern, kamen die drei Personen, aus denen diese Familie besteht, auf die Maar und hätten's wohl nöthig gehabt, den kargen Boden ebenso fleißig zu bearbeiten, wie die Uebrigen. Die Frau that dies auch in etwa, so gut es ihre Kräfte nämlich zuließen. Der Mann aber lag den ganzen Tag auf der faulen Haut und der kleine Knabe war noch viel zu jung und schwach, als daß von ihm irgend eine ernste Beschäftigung zu fordern gewesen wäre. Aber woher denn, so wird der geneigte Leser wiederum fragen, woher denn die Mittel, daß die Drei besser, weit besser leben konnten, als die Andern?

Ehe wir hierüber Aufschluß geben, wollen wir dem Leser vorab die Personen dieses Haushaltes etwas genauer vorführen.

Die Frau, obschon ununterbrochen entweder im Hause oder draußen im Garten und auf dem Acker thätig, macht doch durchaus nicht den Eindruck von Rüstigkeit und Kraft. Im Gegentheil, sie ist schmächtig, abgemagert, sieht elend und hager aus, geht gebückt einher, obschon sie noch kaum die Vierzig erreicht haben kann, und auf ihrem Gesichte lieset man einen ganzen Berg von Leiden, den sie schon getragen auf ihrem blutenden Herzen.

Ihr Auge schaut traurig d'rein und um ihren Mund haben sich jene Linien gezogen, die so deutlich den innern Seelenschmerz bekunden.

Der Vater ist eines von jenen Subjekten, denen man von weitem schon den Strolch absieht. Trotz und Rohheit zeigen seine Gesichtszüge, Wildheit und Frechheit seine düstern Augen, Verkommenheit sein ganzes Wesen. Doch mit all' diesem ist ein eigenthümliches scheues Gebahren verschwistert, der Blick streift oft unruhig und mißtrauisch umher und es ist uns, als rufe uns das ganze Benehmen dieses Menschen zu: Der hat kein gutes Gewissen, dem liegt etwas auf dem Herzen, das er sorgfältig vor Jedem verbergen will.

Der Knabe zeigt zwar, wenn er allein ist, die echte, sorglose Kindernatur, er hüpft und springt lachend und singend umher. Ist er aber in der Nähe des Vaters, dann nimmt er gleich ein kriechendes, unterwürfiges Wesen an und geht, wenn möglich, demselben stets aus dem Wege. In Gegenwart der Mutter ist er still und wie in sich gekehrt, und seine Miene nimmt wohl einen Anstrich von Trauer an, wenn sein kindliches Auge, von der Mutter unbemerkt, auf ihren gramdurchfurchten Zügen ruht.

Die Bewohner der Maar haben sich zwar jetzt an diese Sonderbarkeiten der kleinen Familie gewöhnt und es geschieht ihrer fast gar keine Erwähnung mehr. Anders aber war es in den ersten Zeiten, wo diese Drei auf der Maar erschienen. Der verschmitzte Familienvater mit dem wüsten Aeußern, mit dem Stempel der Niederträchtigkeit, ja des Verbrechens auf der Stirne, und doch hinwiederum mit dem scheuen Wesen, hatte ihnen viel zu denken gegeben und wenn auch sein Auftreten durchaus nicht zu einer Annäherung an ihn anlockte, so ließ ihnen

doch die Neugierde keine Ruhe, etwas Näheres über ihn zu erfahren. Aber er war durchaus wortkarg und Alles, was man von ihm auf dem umständlichsten Wege herauslockte, war, daß er von Amerika herübergekommen. Von diesem Lande selbst erzählte er ihnen wohl, wenn er eben gut gelaunt war, das eine oder andere, was er selbst aber da getrieben, wurden sie nimmer gewahr. Bei diesen Erzählungen blieb er freilich auch selten bei der Wahrheit, sondern band vielmehr seinen Zuhörern alle erdenklichen Albernheiten auf. Bald war Amerika das Land, wo das Gold, wie bei uns die Pflastersteine in Hülle und Fülle zu finden war, bald erzählte er ihnen, daß es dort nur Millionäre und Bettler gäbe, bald auch berichtete er ihnen von den armen Negern, die dort so jämmerlich gehalten würden, und daß diese Sklaven sogar von Gott verlassen schienen, der ihnen nicht einmal ehrliches rothes Menschenblut gegeben habe, sondern daß dieses so schwarz sei, wie ihre Haut. Solcher und ähnlicher Lügen trug er ihnen manche auf. That er dies nun aus Prahlerei und Dünkel, oder wollte er sie durch diese greifbaren Ungeheuerlichkeiten von allen weitern Fragen abhalten, das ließ sich eben nicht feststellen. Genug, daß er das Letztere, wenn es überhaupt sein Zweck war, vollkommen erreichte; man ließ ab von ihm. Nur eine Folge hatten diese Eröffnungen. Man hieß ihn auf der Maar nicht anders als den „Amerikaner".

Wenn die Maarbewohner nun auch weiter nicht mehr forschten und fragten, weder bei ihm noch bei seiner Frau, denn diese war wo möglich noch verschlossener als ihr Mann, so beschäftigte man sich trotzdem doch noch geraume Zeit mit ihm. Sein Benehmen war auch gar zu auffallend.

Ging der Amerikaner so still für sich dahin, und es

kam, von ihm ungesehen, Jemand in seine Nähe, so schreckte er zusammen, wie ein Blatt am Baume, wenn ein Windstoß durch seine Krone fährt. Stellte Jemand in der unschuldigsten Weise von der Welt plötzlich eine Frage an ihn, so wurde er verlegen, sah dem Fragenden forschend und mißtrauisch in's Gesicht und ging gewöhnlich, ohne zu antworten, stumm seines Weges. Auch hatte er die sonderbare Gewohnheit, immer nach der einen oder andern Seite, scheu, wie einer, der nichts Gutes im Schilde führt, umzuschauen, und manchmal stöhnte er laut auf, wie wenn er eine schwere Last zu tragen hätte.

„Du," sagte dann wohl der Eine zum Andern nach einem solchen Anblick, nach einem derartigen Zusammentreffen mit ihm, „ich glaube, unser Amerikaner sieht Gespenster am hellen, lichten Tag. Was mag dem nur sein!"

„Was wird ihm sein!" folgte dann die Antwort. „Was Jedem ist, der kein gutes Gewissen hat. Er trägt etwas auf dem Herzen und fürchtet jeden Augenblick den Richter. Ein Verbrechen lastet wohl auf seiner Seele. Er kommt ja aus Amerika, dem Lande der Freiheit. Ich hab' mir sagen lassen, daß man's dort nicht gar zu strenge mit Mord und Todtschlag nimmt. Alle Strolche flüchten nach diesem gelobten Lande; da soll's wimmeln von Banditen und Straßenräubern, die einem für einen Deut das Lebenslicht ausblasen. Vielleicht ist auch er dort so ein Galgenstrick gewesen."

„Ja, ja," setzte wohl ein Dritter hinzu. „So etwas mag's wohl sein. Und wenn er nicht gerade gemordet, so hat er doch sicher irgend ein anderes Bubenstück ausgeführt, das ihm nun keine Ruhe läßt, obschon er Hunderte von Meilen vom Schauplatze seiner That entfernt ist. Geht er doch herum, wie der, der des Nachbars

Grenzstein verrückt hatte und der Sage nach allnächtlich hin und her wandern mußte, um den Stein wieder an Ort und Stelle zu bringen! Ich mag nichts mit dem Unholden zu thun haben. Es wird mir jedesmal unheimlich in seiner Nähe!"

So dachten Alle und vermieden deßhalb den Amerikaner immer mehr.

Du hast, lieber Leser, gewiß schon gemerkt, daß dieser Amerikaner kein Anderer war, als der uns nur zu gut bekannte Heinrich Dollenberg und weißt auch, daß die, so ihn zu beurtheilen und zu enträthseln suchten, nicht eben unrichtig geschlossen.

Dollenberg, der bald des Arbeitens als Taglöhner müde geworden, es aber auch nicht wagen mochte, wieder die frühere Lebensweise zu beginnen, war mit Weib und Kind umhergezogen, bis er endlich auf der Maar in der Pfarre Tiefthal anlangte. Die Gegend sagte ihm zu, er fand sie für seinen neuen Plan ganz wie geschaffen und ließ sich dort nieder. Die Thaler, welche er noch von all' der Beute, die er ehedem mit seinen Spießgesellen getheilt, erübrigt hatte, reichten hin, das Häuschen zu erstehen und einen Morgen schlechtes Ackerland zu erwerben. Zwar hatte er nicht die Absicht, dieses Land zu bearbeiten; das sollte sein Weib thun; auch rechnete er nicht darauf, sich von dem Ertrage desselben mit seiner Familie zu unterhalten. Aber es mußte doch den Schein haben, als ob er davon sein und der Seinigen Leben friste. In Wirklichkeit war sein Vorhaben ein anderes und dieses führte er auch aus.

Wie wir schon oben angedeutet, hatte man den Flecken, den man die Maar nannte, mühsam dem Walde abgerungen und mußte nun wohl eine halbe Stunde gehen,

ehe man den Wald erreichte. Derselbe barg aber viel Wild und auf diesen Umstand hatte Dollenberg seinen Plan gebaut.

Wenn seine Nachbarn alle im Schlummer lagen und es auf der Maar still und einsam geworden, schlich Heinrich, die Büchse auf dem Rücken, die Jagdtasche an der Seite, dem Walde zu. Hier streifte er hin und her und was sich seinen Blicken an Wild zeigte, das suchte er zu erlegen. Uebung macht den Meister. So auch hier. Zwar befiel ihn das erste Mal, als er den Finger an den Hahn legte und losdrückte, ein gewaltiges Zittern und der Schuß ging fehl, aber von Tag zu Tag machte sich das besser und bald schoß er so sicher, wie es nur der beste Jäger vermocht hätte. Im Dunkel der Nacht schleppte er das geschossene Wild nach Hause und wenn nicht in derselben, dann doch sicher in der folgenden Nacht brachte er seine Beute zur nahen Stadt zum Verkaufe. Hier kannte er seine Leute, die ihm willig und gern das gestohlene Wild für ein Billiges abkauften (der Stehler findet ja noch immer seinen Hehler), und mit dem Erlöse führte er dann seinen kleinen Haushalt.

Da der Wald, wie gesagt, sehr wildreich war und die Beaufsichtigung desselben sehr mangelhaft betrieben wurde, weil man bis jetzt noch nicht große Ursache dazu gehabt, so nährte dieser Erwerbszweig, oder sagen wir besser diese Dieberei, die Familie des Amerikaners gar leicht in der früher erwähnten Weise und Dollenberg behielt auch noch immer Mittel genug in der Hand, seinen sonstigen Leidenschaften und Lüsten zu fröhnen.

Wie glücklich fühlte sich Elsbeth, als sie damals ihren Mann wiederfand und gewahrte, wie er sich als einfacher, aber ehrlicher Taglöhner seinen Verdienst ver-

schaffte. Wie dankte sie dem Herrn in heißem Gebete für diese Umwandlung ihres Gatten und wie flehte sie für ihn um Kraft und Muth, auf diesem Wege fortwandeln zu können. Aber ach, wie bald sah sie es anders kommen. Sie hatte nicht gewußt, daß Heinrich nur aus augenblicklicher Noth zu ehrlicher Arbeit gegriffen, daß von einer Sinnesänderung bei ihm keine Rede war. Wie jammerte sie nun, als er wiederum, wenn auch in anderer Weise, auf Diebeswegen wandelte. Wie gerne hätte sie alle die guten Bissen, die er in's Haus brachte, entbehrt und gleich vielen andern Maarbewohnern mit kargem Mahl fürlieb genommen, falls Heinrich das wilde Leben d'ran gegeben und ein ehrlicher Mensch geworden wäre.

Obschon Elsbeth von früher her wußte, daß all' ihr Bitten, all' ihr Flehen und Warnen unnütz war, konnte sie es doch nicht so ruhig mit ansehen, wie ihr Mann geraden Weges in sein Verderben lief, und wie sie früher dem Gauner, dem Diebe abgemahnt, so auch jetzt dem Wildschützen.

„Willst Du denn niemals," sprach sie zu ihm in flehendem, treuherzigem Tone, „willst Du denn niemals ein Mensch werden, der ehrlich das Brod verdient, das er seiner Familie in's Haus bringt? Fühlst Du denn so ganz und gar nichts in Deinem Innern, das Dich abmahnt von Deinem unehrlichen Treiben? Ist denn jeder, auch der kleinste Funken Rechtlichkeit in Deiner Seele erstorben? Fasse Muth, lieber Heinrich! Ermanne Dich endlich, besiege Deine böse Lust und entsage diesem schändlichen Leben. Noch ist es Zeit. Wer weiß, wie lange der ewige Richter Dir noch in seiner Langmuth und Barmherzigkeit nachgeht und Dich zurückzuführen sucht!"

So redete das treue Weib dem Wilddiebe in's Gewissen hinein, aber hohnlachend antwortete er:

„Spar' Deine Gardinenpredigten, mir sind sie doch nur äußerst zuwider. Es ist auch nicht ein Loth Verstand in Deinem ganzen Gerede. Was ist's denn für ein unredliches Handwerk, das ich treibe? Daß ich das Wild im Walde schieße und mir aneigne. Aber wem gehört denn eigentlich Wald und Wild? Hast Du Dir das auch schon einmal in Deinem einfältigen Rappelkopfe klar gemacht? Sicher nicht, sonst würdest Du nicht so gewaltig die Lärmtrommel rühren. Wald und Wild hat Gott erschaffen für jeden Menschen und derjenige, der sich zum Eigenthümer davon aufwirft, mag es König, Graf oder sonst Jemand sein, der ist der erste und eigentliche Dieb, der stiehlt allen andern Menschen vorab ihr Eigenthum. Wald und Wild sind frei und Jeder ist berechtigt, seinen Theil davon zu holen. Oder sollen etwa nur die Reichen und Vornehmen ein Anrecht auf einen guten Rehbraten und dergleichen haben? Das kann einem vernünftigen Menschen nicht einleuchten und so geht's auch mir. Ich nehme mir deßhalb ganz einfach meinen Antheil und damit basta!"

„Aber, Heinrich, siehst Du denn nicht ein, daß Du durch Dein Benehmen Dich selbst der Lüge strafst. Wenn Wald und Wild auch Dein Eigenthum ist, weßhalb gehst Du denn nicht am hellen lichten Tage und holst Dir das Deinige? Weßhalb schleichst Du denn bei Nacht und Unzeit in's Waldesdunkel und suchst Dein Treiben so ängstlich vor Jedem zu verbergen?"

„Da zeigst Du wieder recht klar, welch' eine Thörin Du bist und unterfängst Dich doch, mich zu belehren! Hat denn der, dem das Recht zukommt, auch allemal die Macht, dies Recht geltend zu machen? Wenn die großen

Herren mir das Meinige nehmen und dann laut verkünden, daß sie Jeden werden aufgreifen lassen, der es wagt, zu mucksen, soll ich denn da so blindlings mich ihnen in die Hände geben, damit sie mir auch noch meine Freiheit, wo möglich sogar das Leben nehmen. Daß ich ein Narr wäre. Nein, ich habe keine andere Waffe, als der Gewalt List und Klugheit entgegen zu setzen und dabei soll's bleiben!"

Was wollte Elsbeth diesen schändlichen Grundsätzen gegenüber antworten? Ihr sauberer Gemahl hatte sich nur zu sehr den heute so beliebten Ausspruch aller Tagediebe: Eigenthum ist Diebstahl! in seiner ganzen Tragweite angeeignet und zeigte sich entschlossen, denselben ihr zu Liebe nicht fahren lassen zu wollen. Als sie aber doch versuchte, ihm noch mehr an's Herz zu reden, da scheute sich der Unmensch nicht einmal, sie durch Mißhandlungen zum Schweigen zu bringen. Und so oft später noch Elsbeth ihm mahnend und warnend entgegen trat, so oft wandte er dies schändliche Mittel an, sie verstummen zu machen.

Darum dies elende Aussehen des braven Weibes, darum ihr gramdurchfurchtes Antlitz, ihre tieftraurigen Blicke, ihr ganzes leidvolles Wesen.

Wohl merkten die Nachbarn bald, daß im Hause des Amerikaners der liebe Friede fehlte, wohl hörten sie oft die rauhe, brüllende Stimme des verdächtigen Gesellen, ja, selbst die Mißhandlungen, die Elsbeth von ihm erdulden mußte, waren ihnen bekannt, denn gar zu oft hatten sie ihr Seufzen und Stöhnen, ihre Schmerzensschreie gehört; aber hinein wagten sie sich nicht in die Höhle des wilden Menschen, der ihnen gar zu gefährlich schien. Nur die Ueberzeugung stand bei ihnen fest: Elsbeth war ein

braves Weib, das unschuldig unter den rohen Fäusten dieses Scheusals litt. So sehr sie darum auch den Amerikaner haßten und verabscheuten, so aufrichtig waren sie dem gedrückten Weibe zugethan, so gerne verkehrten sie mit ihr, wenn der Wütherich nicht in der Nähe war.

Und all' diesen Unfrieden, all' diese Zerrissenheit im Hauswesen mußte der kleine Jakob mit ansehen. War er auch noch nicht zu den Jahren gekommen, wo ihm sein Verstand sagen konnte, wie schlecht der Vater handle, so sagte ihm doch sein kindliches Herz, daß derselbe höchst Unrecht thue an der guten, lieben Mutter und das machte ihn scheu und kriechend und schmeichelnd, wenn er dem wilden Manne gegenüber stand.

Heinrich gab sicherlich nichts darum, ob Jakob sich ihm in Zuneigung und Liebe nahe, oder in banger Furcht sich vor ihm verkrieche, aber er suchte aus dieser Abneigung des Knaben neue Gründe hervor, sein Weib zu mißhandeln. Sie sollte es sein, die den Jungen auffässig machte gegen ihn, die ihm Verachtung und Abscheu einflößte gegen ihn, den Vater, und dafür mußte sie büßen. Und doch war dem nicht so. Elsbeth lehrte den Knaben beten für den Vater, suchte, so viel es sich thun ließ, das Benehmen des Unmenschen beim Sohne in ein günstigeres Licht zu stellen und seine Unthaten zu bemänteln. Er selbst trug an Allem die Schuld, nur legte er sie lieber seinem unschuldigen Weibe zur Last, als daß er sich selbst verurtheilt hätte. Geht es nicht gemeiniglich so im Leben?

Neuntes Kapitel.

Der Herr pocht nochmals an.

So heimlich Dollenberg auch sein nächtliches Gewerbe trieb, so sehr er auch bemüht war, es vor den Augen der Menschen zu verbergen; sein diebisches Treiben konnte doch auf die Dauer nicht unentdeckt bleiben. Die Bewohner der Maar wußten nun schon längst, woher dem Amerikaner die Mittel zuflossen, einen bessern Haushalt zu führen, als es ihnen bei redlichem Schaffen möglich war. Aber nicht bloß sie, auch der Förster, der den Wald beaufsichtigen mußte, kam ihm auf die Spur. Die blutigen Male, die der Waldesboden hier und da zeigte, das Verschwinden eines prächtigen Hirsches, eines schönen Rehes, von dessen Aufenthalt im Walde der Förster Bescheid wußte, mußte diesem die Augen öffnen.

„Es wird gefrevelt im Walde," dachte er, „hier hat ein Wildschütze gehaust. Will doch sehen, ob ich nicht dem Räuber auf die Spur kommen kann!"

Hatte der Förster sich bisheran in leicht entschuldbarer Gemächlichkeit gehen lassen, weil er von keinem

Frevel gewußt, so war er nun aber um so wachsamer und durchstreifte Tag und Nacht gar fleißig sein Revier, den Dieb zu erwischen. Heinrich, der davon keine Ahnung hatte, der vielmehr glaubte, es kümmere sich Niemand um seine nächtlichen Jagdpartien, wurde von Tag zu Tag, sagen wir lieber von Nacht zu Nacht, kühner in seinem Gewerbe und setzte zuletzt fast jede Vorsicht bei Seite.

Wieder war er in einer mondhellen Winternacht draußen im Walde und lauerte dem Wilde auf. Bei seinem sehnsüchtigen, Alles um sich her vergessenden Hinstarren in das Gehölz gewahrte er nicht die dunkeln Augen, die unverwandt auf ihn gerichtet waren. Doch als sich nun ein prächtiges Reh zeigte und Dollenberg eben zum Schusse anlegte, donnerte ihm eine Stimme entgegen: „Ergib Dich, Schurke, oder ich schieße Dich nieder!"

Angst und Entsetzen bemächtigten sich im ersten Augenblicke des Wildschützen. Kaum aber hatte er nach der Richtung hingeblickt, woher der Ruf gekommen, und dort den Förster gewahrt, da gab ihm der Böse in den Sinn: „Schieß Du ihn nieder, so ist Dir geholfen!" und sofort änderte er die Richtung seiner Büchse und wollte dieselbe auf seinen Feind abdrücken.

Doch dieser mochte das vorausgesehen haben. Er kam dem Wilderer zuvor und schoß ihm die Beine voll Schrot. Dollenberg stürzte hin und die Büchse entfiel seinen Händen. Der Förster eilte auf ihn zu und forderte ihn nochmals auf, sich zu ergeben. Dem Wildschützen blieb nun keine Wahl. Er ließ sich geduldig die Hände binden und der Förster suchte ihm auf die Beine zu helfen. Zum Glücke für Dollenberg war die Verletzung nicht groß und mit Beihilfe des Försters konnte er sich fortschleppen, obschon er mehrmals grimmig fluchte und

den Schmerz zu verbeißen suchte, den ihm das Gehen auf den wunden Beinen verursachte.

Der Förster stattete gleich am folgenden Morgen dem Grafen Rudolph von Hoheneck, denn in dessen Waldungen hatte Dollenberg gefrevelt, den nöthigen Bericht ab und dieser ließ sich den Wildschützen vorführen.

Als der Wilddieb vor dem Grafen stand, gewahrte dieser sofort, wie schwer es dem Wilderer ankam, auf den verwundeten Beinen zu stehen, und obschon er es als eine kleine Strafe hätte geschehen lassen können, Dollenberg also das Verhör aushalten zu lassen, so fühlte er doch Mitleiden mit dem Verbrecher und hieß ihn niedersitzen.

„Ich brauche wohl nicht erst zu fragen," hub der Graf an, „ob Sie der Wilddieberei geständig sind; auf der That ertappt, würde Leugnen unnütz sein. Aber das möchte ich wissen: Wie kommt Ihr dazu, also Euer Brod gewinnen zu wollen? Die Wilddieberei ist nicht nur ein ehrloses, sondern auch, wie Ihr schon erfahren, ein gefährliches Gewerbe und Ihr könnt Gott danken, daß Ihr nicht schwerer verwundet seid. Was also verleitete Euch zu dieser elenden Beschäftigung?"

„Die Noth, nichts als die Noth!" entgegnete Dollenberg mit kühner Stirne.

„Noth kann niemals den Eingriff in andere Rechte gebieten oder entschuldigen. Auch ist dieser Vorwand vom Zaune gebrochen. Ihr lebt in keiner schlimmern Lage, als die andern Maarbewohner; wäre es also die Noth, so müßten sie alle Wildschützen sein. Bis heute seid Ihr aber der erste und einzige. Zudem habt Ihr, wie ich vernommen, ein braves, fleißiges Weib, von deren Lob Aller Mund voll ist. Auch ist Euere Haushaltung eine kleine. Wolltet Ihr da nun nur ein wenig mit Hand

an's Werk legen, so müßte es Euch ein Leichtes sein, Euer Fortkommen zu finden. Aber es scheint mir, Ihr habt keine Lust zu ehrlicher Arbeit?"

So sehr Dollenberg auch die Wahrheit dieser Worte fühlte, so wollte er doch die Richtigkeit dieses Urtheils nicht zugeben und brachte allerlei Ausflüchte vor. Doch der Graf wies jede Einrede zurück, zeigte sich aber in seiner gewöhnlichen treuherzigen Weise auch hier als gnädigen Richter und sagte:

„Weil es das erste Mal ist, daß Ihr als Wilddieb betroffen worden und weil ich nicht Frau und Kind unschuldiger Weise mitleiden lassen will, darum will ich für jetzt von aller Strafe absehen, verlange jedoch, daß Ihr Euch von heute ab nicht wieder der Wilddieberei schuldig macht. Solltet Ihr neuerdings betroffen werden, so muß ich unnachsichtlich verfahren. Da Ihr aber sagt, Ihr hättet keine Arbeit, so will ich Euch hiemit auch zu redlichem Erwerb Gelegenheit geben. Ihr könnt, weil Ihr ja doch, wie es scheint, den Aufenthalt im Walde liebet, für mich dort nach Anweisung meines Försters thätig sein durch Holzschlagen und dergleichen. Geht die Arbeit auf, so werde ich schon andere für Euch haben. Euer Lohn wird sich nach Euerem guten Betragen und Euern Leistungen richten!"

Das war der Entscheid des Grafen. Freilich hatte Dollenberg einen ganz andern erwartet. Diese Milde und Güte hätte manchen Andern für immer auf bessere Wege gebracht, bei Heinrich waren sie nutzlos angewandt. Zwar stellte er sich reuig und zerknirscht, dankte auch dem Grafen, wie es schien, von ganzem Herzen, aber da drinnen im Herzen war keine Aenderung geschehen, wie uns der fernere Verlauf unserer Erzählung zeigen wird.

Vorab mußte der Amerikaner sich nun eine Zeit lang still in seiner Behausung halten, um seinen wunden Beinen die nöthige Pflege angedeihen zu lassen. Hier war es nun wieder, wo sich die aufopfernde Liebe seiner Elsbeth im schönsten Lichte zeigte. Von Vorwürfen kein Wort. Dafür aber die zarteste, sorgsamste Behandlung. Wie suchte sie seine Schmerzen zu lindern, wie war sie stets um ihn besorgt, daß ihm nichts fehle in seinem Leide. Er brauchte sie nicht herbei zu rufen, er hatte nicht nöthig, irgend eine Dienstleistung ausdrücklich zu verlangen. Sie that Alles unaufgefordert mit der größten Liebe und Hingebung. Wahrlich, dieses Weib wäre eines bessern Looses werth gewesen. Und doch wurde ihr nicht einmal der geringste Dank für all' ihr Thun. Kein liebevolles Wort, nicht einmal einen freundlichen Blick hatte der schlechte Gatte für sie. Nur Murren und Brummen den ganzen Tag. Dollenberg behandelte sein braves Weib, als ob nicht er, sondern es selbst die Ursache seiner jetzigen Lage wäre. Doch auch das ertrug sie Alles mit Ergebung und Geduld.

Clara, des Grafen Tochter, gab hier wiederum, wie so oft, die Samariterin ab. Sie war es auch, die dem Vater vor jenem Verhör angelegen, des Wildschützen zu schonen.

„Er hat ja seine Strafe erhalten," sagte sie; „die Beine sind ihm zerschossen und er wird gewiß nie wieder Deine Waldungen aufsuchen, um dort zu freveln!"

Jetzt sah man sie häufig auf der Maar in des Amerikaners Häuschen eintreten; sie brachte bald Verbandzeug, bald Herzstärkung, und griff durch ihre Freigebigkeit auch der Elsbeth bei Führung ihres Haushaltes kräftig unter die Arme.

Heinrich nahm alle ihre Liebeserweise so an, als ob sich das von selbst verstehe. „Sein Jäger," so brummte er wohl in sich hinein, „hat mich ja zerschossen; da ziemt es sich wohl seiner Tochter, daß sie mich heilen hilft."

Um so dankbarer zeigte sich aber Elsbeth. Da sie fortwährend dem Leidenden beispringen mußte, konnte sie nicht so gut wie sonst für ihr Hauswesen sorgen und da kam ihr Clara's Beistand doppelt erwünscht. Wie freute sie sich, wenn Clara kam, wie herzlich drückte sie ihr die Hand, wenn sie wieder wegging! —

Dollenberg war vollständig hergestellt. Er konnte seine Beine wieder gebrauchen, als ob sie niemals verwundet gewesen und wenn er sich von Niemand beobachtet wußte, dann schritt er auch einher, wie ehemals. Wußte er aber, daß man auf ihn merkte, dann schleppte er den rechten Fuß nach, als ob dieser erlahmt sei, dann schlich er dahin, als ob er seiner Füße nicht mehr Herr sei. Diese Verstellung trieb er, um einen Grund bei der Hand zu haben, wenn es mit seinem Arbeiten nicht recht von Statten ging. Er war nämlich, weil ihm wohl nichts Anderes übrig blieb, auf den Vorschlag des Grafen eingegangen. Er schaffte im Walde und theilweise auch auf dem Gute, wie und was ihm aufgetragen wurde. Aber er sorgte schon dafür, daß dies nicht zu viel war. Er wollte überhaupt den Grafen nur zu dem Glauben bringen, als ob es ihm an gutem Willen nicht fehle. Trotz der geringfügigen Dienstleistung belohnte ihn dieser doch gut, weil er wirklich der Meinung war, Dollenberg thue, was in seinen Kräften stehe. Und so hätte Heinrich wohl auf eine leichte Weise sein Brod verdienen können. Aber bald war ihm auch das Wenige, was er that, noch zu viel und er klagte dem Grafen, er könne nicht mehr arbeiten, er

sei zu schwach dazu; er hatte sich in den letzten Tagen immer hinfälliger gezeigt.

Der Graf glaubte dies und gab ihm nun, so oft er sich sehen ließ, Almosen. Doch nicht lange konnte der schlechte Mensch seine verdorbene Natur verleugnen. Kaum hatte er die Groschen, die er der Güte des Grafen dankte, in den Händen, so ging es zur Kneipe und selten brachte er einen Pfennig von dem Almosen heim, wohl aber kam er betrunken zu seiner armen Familie und mißhandelte Weib und Kind.

Der Herr im Himmel hatte Mitleiden mit der unglücklichen Elsbeth, sie sollte nicht länger dulden und leiden; er nahm sie zu sich und pochte auf diese Weise noch einmal mächtig bei Heinrich an, ob er sich nicht bessern wollte. Mußte er sich doch stets zurufen, dieser Verdorbene, daß sein gutes Weib durch sein schlechtes Leben, sein rohes Benehmen, durch seine Mißhandlungen in der Mitte ihrer Jahre das Zeitliche habe segnen müssen. Sagte ihm doch sein Gewissen: Du bist ihr Mörder gewesen. Du hast nun einen doppelten Mord auf deinem Herzen. Mache doch jetzt wenigstens gut, was noch gut zu machen ist. Erziehe deinen Sohn zum Guten und erweise ihm doppelte Liebe.

Aber er wußte die Stimme des innern Mahners zu unterdrücken und fuhr in seinem Lasterleben fort. Ja, er häufte noch größere Schuld auf sein Haupt. Er verzog sein einziges Kind von Tag zu Tag immer mehr und Jakob, der Knabe, zeigte bald, daß die Lehren des Vaters bei ihm auf fruchtbaren Boden fielen.

Der Graf war von all' seinem Treiben nur zu wohl unterrichtet und entzog ihm deßhalb nun jede Hilfe.

Fluchend, weil er für immer, wenigstens bis zur

Lebensänderung, abgewiesen worden, suchte er sich jetzt Andere auf, die er anbettelte. Da aber auch in Tiefthal Jeder den saubern Kerl kannte, hatte sein Betteln wenig Erfolg. Auch zum Pfarrer Friedheim ging er. Der aber hielt ihm sein sündiges Leben vor und ermahnte ihn eindringlich zur Besserung, trug ihm, wie es ehedem der Graf gethan, leichte Beschäftigung an, die aber der Galgenstrick hohnlachend abwies.

„Wenn ich arbeiten könnte, käme ich nicht zu Ihnen, um mir ein paar lumpige Groschen zu erbetteln!" sagte er. Damit verließ er die Pfarrerwohnung, fluchend und scheltend auf den Geizhals, wie er den lieben Seelsorger nannte.

„Der hat gut predigen, der sitzt bis über die Ohren im Gelde; aber für einen Armen findet sich bei ihm nichts. Der kann wohl von Arbeiten sprechen, der den ganzen Tag mit Nichtsthun seine Thaler einstreicht. Aber es ist noch nicht alle Tage Abend. Ich werde ihm noch heimleuchten, ehe er sich's versieht und er soll es noch bitter bereuen, mich heute wie einen Hund von seiner Thüre gejagt zu haben!"

So fluchend und wetternd hinkte der Amerikaner nach Hause.

Die Leute, die ihn sahen, sprachen zu einander: „Nun, der Amerikaner macht ja heute ein Gesicht, als ob er ganz Tiefthal in Asche legen wollte. Dem ist's bei seinem Betteln sicher nicht gut gegangen." —

Ein Maarbewohner, der des Weges kam, redete ihn an: „Nun, Bruder Amerikaner, was ist ihm denn widerfahren? Er sieht ja aus, wie ein Igel, der seine Stacheln gegen seinen Feind hinauskehrt!"

Dollenberg maß sein Gegenüber mit boshaftem Blick,

hatte der seiner spotten wollen oder war es ein Gefühl von Theilnahme, das ihn also reden ließ? Er glaubte Letzteres annehmen zu dürfen, deßhalb hielt er es auch der Mühe werth, ihm zu antworten.

„Soll man da nicht aus der Haut fahren. Du weißt so gut, wie jeder Andere auch, daß ich leider nicht im Stande bin, mein Brod durch Arbeit zu verdienen. Ich muß, wohl oder übel, zum Betteln meine Zuflucht nehmen. Nun hat mich erst der Graf, dieser scheinheilige Heuchler, und dann auch der mildthätige Pfaff mit Spott von der Thüre gewiesen. Beide rathen mir zur Arbeit und doch wissen die Schufte, daß mir jede Beschäftigung unmöglich ist. Was wollten sie also anders, als mich verhöhnen? Doch der Amerikaner ist der schlaffe Kerl nicht, der sich ungestraft kränken und beleidigen läßt. Ich werde mich zu rächen wissen und sie sollen es bitter bereuen, mich zum Aeußersten gereizt zu haben!“

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, wandte Dollenberg sich ab und hatte bald das Ende des Dorfes Tiefthal erreicht. Hier stand eine elende Kneipe, die der Mißmuthige schon öfter besucht. Auch jetzt schritt er hinein, setzte sich in der niedrigen, schmierigen Wirthsstube nieder und verlangte Branntwein.

Der Wirth, auch ein Mensch, der nicht Gott noch Gebot kannte, brachte sehr bereitwillig das Verlangte und sah schmunzelnd zu, wie Heinrich den Gifttrank hastig hinunterstürzte. Ein zweiter, ein dritter „Schnaps“ wurde gefordert und gebracht und der Amerikaner war bald, wie man zu sagen pflegt, im Dampfe.

Bis jetzt hatte er schweigend, nur zuweilen vor sich hinbrummend, da gesessen. Der Wirth merkte wohl, daß seinen Gast etwas wurmte, aber es war bei ihm Prinzip,

nicht den Neugierigen abzugeben. Es sollte nicht scheinen, als ob er sich in die Geheimnisse seiner Kunden eindrängen wollte. Er wußte, daß sie gemeiniglich doch selbst loslegten. So auch hier.

„Einen saubern Pfaff habt Ihr da in Euerem Nest, Meister Klas!“ wetterte Heinrich. „Ist sehr mildthätig gegen die Armen. Schade, daß er keinen ordentlichen Kettenhund hat; ich glaube, es käme dann kein Almosenbegehrender unzerrissen von dort weg!“

„Ei, ei!“ entgegnete Klas, „da seid Ihr doch der Erste, der über unsern Seelsorger klagt, alle Andern sind des Lobes voll von ihm und seine Pfarrkinder tragen ihn fast auf den Händen!“

Obschon, wie wir bereits wissen, der Wirth hier die volle Wahrheit sagte, so that er es doch nicht, um der Wahrheit Zeugniß zu geben, auch nicht, um Heinrich zu beschwichtigen, sondern seine Absicht ging im Gegentheil dahin, den erregten Gast nur noch mehr aufzubringen, denn der Schlaue wußte sehr wohl, daß man im Aerger und in der Aufregung Glas auf Glas leert, als ob man allen Mißmuth damit wegspülen könnte.

Diesen Zweck erreichte er bei Dollenberg vollkommen.

Mit wahrer Wuth brüllte Dollenberg ihm entgegen: „Mag ihn loben, wer will; ich finde an dem Geizhalse kein gutes Haar. Und Ihr meint, der wäre auf Arme zu sprechen? Es widert ihn an, wenn sich ein Hilfesuchender seiner Thüre naht, es sei denn, daß sie bei ihm nachsuchen, sie durch Messelesen und dergleichen aus ihren Leibes- und Seelennöthen zu befreien. Da mag er gewiß ein milder, freundlicher Herr sein und je reichlicher seine Dienste bezahlt werden, um so besser nimmt er seine Schäflein auf, der Habgierige!“

„Freilich," lenkte der Wirth ein, „wird er den, der bringt, lieber kommen sehen, als den, der fordert. Ich möchte selbst gerne das Gesicht gesehen haben, das er sicher gemacht hat, als ihm damals der Graf das kostbare Kreuz verehrte, in welchem nun jedem Kranken die Wegzehrung gebracht wird. Aber das war auch ein Geschenk! Unter Schwestern und Brüdern soll es seine zweihundert Thaler werth sein!"

Bei diesen Aeußerungen des Wirthes horchte Heinrich neugierig auf; er hatte sich bis jetzt wenig um derlei Dinge gekümmert. Was ging ihn ein Sterbender, dem die Wegzehrung gebracht wurde, und wie sie ihm gebracht wurde, was ging ihn Sakrament und Gottesdienst an? Ja, was kümmerte ihn Graf und Pfarrer weiter, als daß er sie um Almosen anranzte. So wußte er auch nichts von dem Geschenke des Grafen und ließ sich nun vom Wirth Alles haarklein erzählen und das Geschenk genau beschreiben.

Als er Alles wußte, wurde er stille. Bald darauf trank er sein Glas leer, warf, was er schuldig war, auf den Tisch und schritt zur Thüre hinaus.

„Wenn ich das verstehe," sagte Klas für sich, „will ich all' mein Lebtag ein leibhaftiger Esel sein. Kommt brummend und zornig her, säuft sich im Nu den Kopf toll und voll, wettert und flucht auf Graf und Pfarrer und wird dann, als ich denke, ihn erst recht in Harnisch gebracht zu haben, mäuschenstill. Soll die Erinnerung an Sterbende sein Gewissen aufgeweckt und ihn zur Einsicht gebracht haben? Dann hätte ich entschieden einen dummen Streich gemacht und mich wahrscheinlich selbst um einen meiner besten Kunden geschwätzt. Nun, es ist da nichts mehr zu ändern. Wollen sehen, was es gibt. Wird sich schon aufklären!"

Während der Wirth also kalkulirte, schleppte Heinrich sich seiner Wohnung zu. So wüst und wirr ihm zu Sinne war, denn der genossene Branntwein äußerte jetzt erst in der frischen Luft seine volle Wirkung, so wollte ihm doch das kostbare Kreuz nicht aus dem Kopfe und hin und her plante er, so viel es seine Trunkenheit zuließ, wie er sich diese Kenntniß zu Nutzen machen könnte. Endlich schien er es gefunden zu haben. Er nickte wie zustimmend mit dem Kopfe und brummte: „Ja, ja, so geht's. Prächtig, daß ich auf diesen Einfall gekommen bin. Das hält eine Zeit lang wieder, ersetzt mir reichlich das verweigerte Almosen und ich räche mich an Beiden auf die trefflichste Weise!"

Was sein Berather, der böse Feind, ihm eingeflüstert, wozu der seine schmutzige Seele angeregt, das werden wir im folgenden Kapitel erfahren.

Zehntes Kapitel.

Ein Sterbender, der es nicht dachte.

Weihnachten war vorüber. Der Winter, der bis jetzt äußerst milde aufgetreten, schien nun das Regiment recht ernstlich in die Hand nehmen zu wollen. Der Wind, der eine längere Zeit immer aus Südost geweht, blies nun recht scharf aus Ost und Nordost und brachte Frostwetter mit. Die letzten Tage des Jahres deckten, wie zum Abschiedsgruß, Berg und Thal mit Schnee und wie das alte Jahr es beschlossen, so hub das neue an. Schnee und immer wieder Schnee. Wohin das Auge sah, lag die weiße, weiche Decke zierlich ausgebreitet und noch immer tanzten neue Flocken vom Himmel herab, als ob das nicht mehr enden wollte. Fußhoch thürmten sie sich auf, so daß Weg und Steg verschwand und der Wanderer, der dennoch weiter mußte, bis an die Kniee in's Schneebett hineinsank. Nun erhob sich auch noch der Sturm und sprang mit den armen Flocken, den zarten Kindern des rauhen Winters, dergestalt um, daß diese voller Verwirrung durcheinander flogen und sich ordentlich freuten, wenn sie hinter Baum

und Strauch, hinter Hütte und Haus vor dem argen Bedränger Schutz fanden.

In diesem Schneegestöber, in das man keinen Hund, geschweige einen Menschen hinausschicken gesollt, tritt bei einbrechender Nacht der Amerikaner hinaus und schlägt den Weg gegen Tiefthal ein. Hätte er denselben nicht so gar gut gekannt, es würde ihm sicher nicht gelungen sein, das Pfarrdorf zu erreichen. Aber was sucht er denn dort so gar Wichtiges, daß er sich selbst durch ein solches Unwetter nicht abhalten läßt, den beschwerlichen Gang zu machen?

Geht's vielleicht wieder zu Meister Klas, dem Wirth? Kann er so wenig seine Leidenschaft beherrschen, daß er nicht Nacht, noch Sturmesgeheul, noch Schneegestöber scheut, um ihr zu fröhnen und sich zu berauschen?

Doch sieh, er vermeidet es ja sorgfältig, das Haus des Meisters Klas, er huscht ja an den Häusern vorbei, als ob er fürchte, von Jemanden gesehen zu werden. Was hat das zu bedeuten?

Und was will er jetzt bei Nacht und Unzeit vom alten, greisen Pfarrer, dessen Haus er nun erreicht und wo er mit solcher Hast und Vehemenz die Klingel in Bewegung setzt, als gälte es, die Bewohner der Pastorat aus tiefem Todesschlaf zu erwecken?

Treten wir ungesehen mit ihm ein, da die Haushälterin nun, nach längerem Befragen, die Thüre öffnet und ihn in's Sprechzimmer des Pfarrers führt.

Der greise Pfarrer erschien auch bald, nachdem er durch die Haushälterin erfahren, es wünsche ihn Jemand dringend zu sprechen.

Wie erstaunte aber der Seelsorger, als er in dem späten Besuche den frühern Wildschützen erkannte. Lange

war er nicht mehr von ihm belästigt worden. Oefter hatte er ihn seit dem Tage, wo er ihm in's Gewissen geredet, in der Kirche gesehen. Auf die Erkundigungen, die er über Dollenberg eingezogen, war ihm der Bescheid geworden, daß es scheine, als ob der Amerikaner sich geändert, wenigstens suche er wieder für Andere zu arbeiten und führe, wie man nicht anders wisse, ein stilles, eingezogenes Leben.

Wenn der Pfarrer sich auch einerseits über diese Nachrichten freute, so wollte es ihm doch auch andererseits bedünken, als ob diese Sinnesänderung nicht ganz aufrichtig sei und er hatte bei sich den Vorsatz gefaßt, gegen Dollenberg einstweilen noch auf seiner Hut zu sein, damit er nicht in der einen oder andern Weise von diesem überlistet werde. So wie darum der Pfarrer den Amerikaner sah, erinnerte er sich dieses Vorsatzes und beschloß neuerdings, äußerst vorsichtig zu sein.

„Was führt Sie denn noch so spät, zur Nachtszeit und bei solchem Unwetter zu mir?“ redete Friedheim seinen Besuch an.

„Ach, lieber Herr Pfarrer,“ sprach Heinrich in treuherzigem, traurigem Tone, „Menschen- und Christenpflicht trieben mich hieher und das mag es bei Ihnen entschuldigen, daß ich Sie noch so spät belästige. Mein Nachbar, der, wie Sie wissen, schon längere Zeit kränkelt, ist seit etwa einer Stunde so sehr erkrankt, daß er wohl schwerlich den morgigen Tag erleben wird und da hat er mich denn dringend gebeten, Sie zu ihm zu rufen, damit Sie ihm die Sterbsakramente reichen möchten!“

„Das ist sehr sonderbar,“ sagte der Pfarrer und konnte sich eines gewissen Mißtrauens, das in ihm wach wurde, nicht erwehren. „Kränklich war der Mann aller-

dings, aber daß sich das so schleunigst verschlimmert haben soll, ist mir unerklärlich!"

„Es ist auch so auf einmal gekommen, Herr Pfarrer. Er muß wohl so eine Art Schlag bekommen haben. Aber ich bitte Sie um des Himmels willen, kommen Sie dem armen Kranken zu Hilfe, ehe es zu spät ist!"

„Das bedarf keiner Bitte, Dollenberg, das ist meine heiligste Pflicht und ich werde sie gewissenhaft erfüllen. Nur wundert es mich, daß Ihr nicht Euern Sohn zu mir gesandt, der doch jüngere und gesündere Beine hat, als Ihr!"

„Er sollte auch gehen," versetzte Heinrich. „Aber Jakob fürchtete sich, zu dieser Zeit und in dem Wetter den Gang zu thun. Auch ist er des Weges weniger kundig, wie ich. Wie leicht hätte er sich bei diesem Schneegestöber, wo noch dazu alle Wege verschneit sind, verirren können und der kranke Nachbar dann vielleicht ohne Euern Beistand sterben müssen!"

„Das ist freilich wahr. Nun, so wollen wir denn den Wunsch des Kranken erfüllen. Warten Sie nur einen Augenblick!"

Der Pfarrer ging an sein Schreibpult, warf hastig einige Worte auf ein Stückchen Papier, faltete es sorgfältig zusammen und sagte zu Dollenberg, indem er ihm das Briefchen überreichte: „Tragen Sie das eilig zum Küster, damit er sich schleunigst bereit mache. Ich werde im Augenblick bei Euch sein!"

Dankend entfernte sich Dollenberg und ging und klopfte den Küster auf. Der war ebenso sehr verwundert, als er den Amerikaner kommen sah. Da er aber die schriftliche Aufforderung des Pfarrers gelesen, beeilte er sich, dessen Befehl zu erfüllen. Eben stand er für den

späten Ausgang in der bösen Winternacht ausgerüstet da, als auch der Pfarrer mit der heiligen Wegzehrung erschien.

Die Drei machten sich nun auf den Weg. Der Küster mit der Laterne schritt vorauf. Ihm folgte der Pfarrer und Dollenberg hinkte hintendrein. Der Letztere hatte nicht gehört, wie der Seelsorger den Küster fragte: „Ist Alles in Ordnung?" und als dieser die Frage bejaht, noch hinzusetzte: „Nur Vorsicht!"

Ebenso wenig hatte aber auch der Pfarrer wahrgenommen, daß Dollenberg mit funkelndem, gierigem Blick nach dem kostbaren Gefäß geschaut, das den heiligen Leib des Herrn enthielt und welches der Priester an einer starken, seidenen Schnur um den Hals trug.

Es war ein unheimliches Wetter. Die röthlichen Strahlen der Laterne kämpften vergebens gegen das dichte Schneegestöber an, sie vermochten nur auf die Entfernung eines Schrittes den Pfad zu erhellen und nur langsam kam man weiter, da Schnee und Sturm dem Dahinschreitenden entgegen waren.

Jetzt hatte man eine Stelle erreicht, wo der Wald auf beiden Seiten dichter an den Weg herantrat. Man mochte etwa die Hälfte der Strecke zurückgelegt haben und befand sich ebenso weit von Tiefthal als von der Maar. Laut betend schritt der Küster, gegen den Sturm ankämpfend, vorwärts und Dollenberg stimmte, wie sich anhörte, andächtig ein.

Da plötzlich kracht ein Schuß durch die Nacht und schmerzlich schreit der Pfarrer auf: „O Jesus, mein Heiland!"

Diesem ersten Schuß folgt fast blitzschnell ein zweiter und unter schrecklichem Fluche stürzt Dollenberg zur Erde Dann springt der Küster zu seinem geliebten Pfarrer und

fragt mit bebender Stimme: „Liebster, bester Herr Pfarrer, sind Sie verletzt?"

„Ich glaube, mein linker Arm ist getroffen, doch es ist noch gnädig abgelaufen. Aber der zweite Schuß?"

„Der wird wohl nicht so gnädig hergegangen sein. Ich wandle mich eben um, weil ich sehen wollte, ob Sie auch folgen könnten, da fiel das Licht meiner Laterne auf den Elenden und ich gewahrte, wie er eben ein Pistol erhob und nach Ihnen zielte. Sie zu retten, war mein einziger Gedanke und rasch drückte ich auch meine Schußwaffe los. Ich glaube mein Ziel nicht verfehlt zu haben, denn ich sah den Mörder hinsinken! Aber nun lassen Sie mich rasch, so gut es hier gehen will, nach Ihrer Wunde sehen und sie verbinden!"

„Das eilt wohl so sehr nicht," sagte der brave Pfarrer. „Vor Allem laß uns nach Dollenberg sehen, er mag der Hilfe eher bedürfen!"

„Aber gilt denn das Leben des Mörders mehr, als das Ihrige. Der hat seinen verdienten Lohn empfangen und zunächst müssen wir Ihre Wunde untersuchen. Dann mag meinetwegen auch jener Strolch an die Reihe kommen!" sagte der Küster.

„Das ist nicht christlich gedacht. Auch der Mörder ist und bleibt ein Mensch. Willst Du ihm nicht beispringen, so gib die Laterne her, dann will ich selbst nach ihm sehen!"

„Vergebt, lieber Herr, daß ich im Uebermaaß des Zornes also sprach. Nein, nicht Sie allein, wir wollen Beide nach ihm sehen!"

Und damit schritt der Küster jener Stelle zu, wo er Heinrich hatte hinstürzen sehen. Eine Blutlache fanden sie hier, aber Dollenberg nicht.

Doch die Blutspur auf der weißen Schneedecke ließ sie bald den Unglücklichen finden. Er war mit der letzten Kraft, die ihm noch blieb, fortgekrochen bis zum Waldrande und hier lag er unter schwerbeladenen Fichten zusammengekauert und schien sein gottloses Leben verröcheln zu wollen.

Als die Beiden vor ihm standen, riß er die Augen auf und stöhnte: „Was wollt Ihr Mörder noch von mir? Mich in meinen letzten Zügen noch verhöhnen? Laßt mich nur ungeschoren. Ich werde bald mit der Welt abgeschlossen haben!“

„Mit der Welt wohl, Dollenberg, aber nicht mit dem Himmel. Wir kommen nicht, um Sie zu verspotten, wahrhaftig nicht. Ist noch Rettung möglich, so soll sie Ihnen werden. Aber vor Allem denken Sie an den gerechten Richter dort Oben und flehen Sie ihn um Gnade und Erbarmen an!“

Indeß der Pfarrer dem Mörder so zusprach, hatte der Küster seine Laterne neben den Verwundeten gestellt, sich über ihn gebeugt und seine Wunde, aus der das Blut mächtig hervorquoll, schleunigst zu verstopfen gesucht.

Bei der milden Anrede des Pfarrers krümmte sich Dollenberg wie ein Wurm und seufzte: „Ja, ja, der ewige Richter. Er wußte mich zu finden. Blut fordert Blut. In Amerika röchelte auch Einer sein Leben aus und ich trug die Schuld. Ihr Leben sollte auch blutig enden. Aber Gott hat es anders gewollt. Ich schwätzte Ihnen von einem Sterbenden vor, woran kein wahres Wort war, nur, um Sie hinauszulocken, zu tödten und zu berauben. Es ist anders gekommen. Gott hat gerichtet!“

„Und doch haben Sie mich zu einem Sterbenden

gerufen, nur daß Sie nicht wußten, daß Sie der Sterbende sein würden. So sehen Sie denn darin nicht nur den gerechten Richter, sondern auch den barmherzigen Vater. Bei ihm ist ja für den größten Sünder Vergebung. Bereuen Sie Alles, was Sie hienieden verschuldet und er wird verzeihen. Ich werde Sie dann in seinem Namen von aller Schuld freisprechen und mit dem Brode des Lebens speisen zur Reise in die Ewigkeit!"

Lautes Schluchzen sagte dem braven Pfarrer, daß das verstockte Herz des Sünders in Reue gebrochen sei und nicht lange darnach hatte der Mann Gottes den Sterbenden mit seinem Gott ausgesöhnt und ihm die Wegzehrung gereicht.

Das irdische Gut, dessen er den Pfarrer berauben wollte, wurde ihm nicht zu Theil; dafür aber erhielt er das köstlichste Geschenk, das der Himmel dem Menschenkinde hier auf Erden nur zu spenden vermag.

Nachdem dann noch Dollenberg den Pfarrer gebeten, sich seines armen, verwaisten Kindes anzunehmen, hauchte er seine Seele aus.

Pfarrer und Küster knieen in den Schnee nieder und beten für die Seelenruhe des Hingeschiedenen. Wahrlich, Friedheim war ein echter Jünger seines göttlichen Meisters, der da gesagt: „Liebet euere Feinde! Betet für die, die euch hassen!" Der Verstorbene hatte dem greisen Seelsorger boshafter Weise nach dem Leben gestellt und Dollenbergs Schuld war es sicherlich nicht, daß der Priester nicht jetzt todt da lag in seinem Blute. Der Pfarrer vergißt Alles und sucht seinen Todfeind für das ewige Leben zu retten. Wahrlich, eine solche Tugend kann nur in einem Herzen aufblühen, in dem der christkatholische Glaube in seiner ganzen Stärke wohnt.

Als das Gebet für den Verstorbenen beendet war, forderte Friedheim den Küster auf, gleich nach der Maar zu eilen und in des Pfarrers Namen dort die Leute zu bitten, den Todten nach seiner Behausung abzuholen. Doch der Küster meinte, das habe so große Eile nicht, der sei doch nun einmal todt, man müsse jetzt an seine, des Pfarrers Wunde denken. Allein hiervon wollte der brave Mann nicht eher etwas wissen, bis der Todte an Ort und Stelle gebracht sei und der Küster mußte sich, wenn auch ungern, fügen. Er lief, so sehr er es vermochte und kehrte bald mit mehreren Maarbewohnern zurück. Sie hatten eine Tragbahre mitgebracht, um den hingeschiedenen Amerikaner auf derselben heimzubringen.

Unterwegs mußte ihnen der Küster den ganzen Hergang erzählen. Als sie aber von der Schlechtigkeit des Verstorbenen hörten und wie er dem allverehrten und geliebten Pfarrer nach dem Leben getrachtet, da geriethen sie in eine namenlose Wuth.

„Und den abscheulichen Menschen sollen wir noch heimschaffen? Mag er im Walde verwesen, mögen die mörderischen Knochen unter Gottes freiem Himmel bleichen und vermodern. Wir legen keine Hand an ihn!“

Und schon wollten sie in ihrem Zorne wieder umkehren, aber der Küster bat flehentlich, dem Pfarrer zu Liebe, der ihre Hilfe wünsche, doch dem Todten diesen Dienst noch zu erweisen.

„Das ändert die Sache. Dem Pfarrer thun wir Alles zu Liebe. Aber es kommt uns doch hart an, ihm hier zu Willen zu sein, denn der Sünder dort im Walde verdient es nicht!“

So kamen sie denn mit der Bahre an dem Orte an, wo die Leiche lag.

Aber was war das denn! Der Küster hatte ja nur von einer Leiche gesprochen und hier fanden sie zwei. Der gute Pfarrer lag regungslos über dem Mörder hingestreckt. Nicht das mindeste Zeichen von Leben gewahrten sie an ihm und Jeder glaubte, Friedheim sei todt. Laut jammernd schlugen sie die Hände über dem Kopfe zusammen und klagten in den bittersten Ausdrücken den verstorbenen Amerikaner des Mordes an.

Unterdessen hatte der Küster sich zum Pfarrer herabgeneigt, ihn genauer untersucht und gefunden, daß er nicht todt war; denn sein Herz schlug noch in der Brust.

Laut aufjauchzend verkündete er solches denen, die ihn wehklagend und weinend umstanden. Da man eben nichts Anderes bei der Hand hatte, rieb man dem Pfarrer die Schläfe mit Schnee und nach einigen Minuten kam derselbe auch zur Freude Aller wieder zu sich. Eine schwere Ohnmacht, wahrscheinlich in Folge des Blutverlustes, hatte ihn befallen, war aber jetzt gewichen und das Bewußtsein kehrte wieder.

Im Scheine der Lichter, die die Maarbewohner mitgebracht, wurde nun zunächst die Wunde des Pfarrers untersucht. Die verrätherische Kugel hatte den linken Arm ziemlich stark gestreift. Das Gewand des Pfarrers war an einzelnen Stellen wie mit Blut getränkt und wer weiß, wie es dem Braven ergangen, wenn die Hilfe länger ausgeblieben wäre. So gut man es verstand und vermochte, wurde die Wunde verbunden. Dann zogen die Maarbewohner trotz der kalten, rauhen Witterung ihre Jacken und Röcke aus und belegten damit noch den Strohsack, den sie auf der Bahre mitgebracht. Dann hoben sie den Geistlichen behutsam auf, betteten ihn auf die Kleider hin, deckten ihn noch sorgfältig zu und trugen ihn

nach seiner Wohnung zurück. Einer aber war schon voraus nach Tiefthal gelaufen, dem Arzte Mittheilung zu machen.

Kaum waren die Träger mit ihrer süßen Last in der Pfarrwohnung angekommen, so erschien auch schon der Arzt, besichtigte die Wunde und verband dann den Arm neuerdings gar sorgfältig, indem er erklärte, es sei keine Gefahr vorhanden; nur der Blutverlust habe dem Greise arg zugesetzt. Nachdem er dann noch Einiges zur Stärkung des Ermatteten verordnete, verließen er und die Maarbewohner das Haus, doch nicht, um sofort sich heim zu begeben. Der Bürgermeister des Ortes wurde erst noch aufgeklopft und Jeder, besonders aber der Küster, gab zu Protokoll, was er von dem unglücklichen Hergang wußte.

Jetzt erst, als sie so vor dem Bürgermeister standen, fiel es dem Küster schwer auf's Herz, daß er einen Menschen getödtet. Doch der Bürgermeister tröstete ihn mit den Worten: „Das war ja nur reine Nothwehr, und daß dieselbe den Tod jenes Schurken zur Folge hatte, kann Ihnen Niemand zur Last legen. Gehen Sie nur beruhigt nach Hause. Ich muß die Sache freilich zur Anzeige bringen, aber ich stehe Ihnen dafür, daß es für Sie keine weiteren Folgen haben wird!"

Nun kehrten die Maarbewohner zum Walde zurück, beluden ihre Bahre mit dem Leichname des Amerikaners und schafften ihn dann in seine Wohnung.

„Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden!" So hat der Herr schon im alten Bunde zu den Kindern Israels gesprochen und hier waren diese Worte wieder einmal treulich in Erfüllung gegangen. Dollenberg hatte einst im fernen Amerika einem Menschen

das Leben genommen. Fern von da, wo kein Mensch von diesem Morde etwas wußte, am Rande jenes Waldes auf deutscher Erde mußte er sein verbrecherisches Leben zur Sühne für seine Greuelthat aushauchen. Möge ihm der Herr ein gnädiger Richter gewesen sein!"

Eilftes Kapitel.

Das Vermächtniß.

Als man die Leiche Dollenbergs in sein stilles Haus brachte, warf sich der Sohn des Amerikaners in bitterem Schmerz und tiefem Weh über dieselbe hin und weinte blutige Thränen. Hatte er auch niemals viel Liebe erfahren von seinem Vater, so war er doch der Einzige gewesen, den Jakob noch auf Gottes weiter Erde gehabt und der Knabe fühlte nur zu gut, wie verlassen und einsam er jetzt da stand. Dazu kam noch, daß sein Vater nicht eines natürlichen, ehrlichen Todes gestorben, sondern daß er in dem Augenblicke, als er seine Hand an den Gesalbten des Herrn gelegt, niedergestreckt wurde.

„Sein Andenken wird mit Schmach bedeckt sein!" rief es im Herzen des Knaben. „Den Namen des Vaters darf ich nimmer vor den Menschen nennen, ja, ich selbst werde zu leiden haben um dieser schrecklichen Geschichte willen!"

Solche und ähnliche Gedanken quälten das Herz Jakobs und ließen die Thränen immer reichlicher seinen

Augen entströmen. Als der erste Schmerz sich etwas verringert, als wieder Ruhe und Besonnenheit bei ihm einkehrten, nahmen auch seine Betrachtungen eine andere Richtung.

„Freilich ist das ganze Leben meines Vaters, wie es die Maarbewohner und Tiefthaler kennen, kein lobenswerthes gewesen und erst diese letzte That hat ihn sicher bei Vielen zum vollendeten Scheusale gemacht. Aber wie könnte man mich darunter leiden, mich das entgelten lassen, da ich doch an Allem unschuldig bin, so unschuldig wie sie selbst? Wer darf es wagen, dem Kinde zur Sünde anzurechnen, was der Vater verbrochen! O, ich mache mir da gewiß unnöthige Gedanken und Sorgen. Doch, es wird sich ja bald zeigen, ob ich von meinen Mitmenschen zu gut oder zu schlecht gedacht habe. Unterdeß stehe ich als armer Waise in der Welt da und weiß nicht, was machen, wie mich durchschlagen!"

Und wieder kehrten Traurigkeit und bittere Bekümmerniß in sein Herz ein und erst, als die Augen vom vielen Weinen steif geworden, als der Knabe gänzlich abgemattet war, verfiel er in einen unruhigen Schlummer, der ihn doch wenigstens auf kurze Zeit von dem nagenden Schmerze befreite.

Bei der blutigen Leiche des Vaters saß der Sohn niedergekauert und schlief. Ein mattes Licht erhellte spärlich den öden Raum, in dem sonst kein menschliches Wesen zu sehen war.

O ihr Bewohner der Maar! Ist das echter Christussinn? Darf man so dem Dahingeschiedenen, dem, der schon von Gott gerichtet worden, grollen? Jammert euch denn nicht der armen Waise, daß ihr sie so allein lassen könnet in schauriger Nacht in der bänglichen Stille einer

Todtenkammer? Was das Leben auch verbrochen, der Tod söhnt ja Alles aus. Ist denn Keiner, der hier ein menschliches Fühlen kennt? O ihr harten Herzen!

Doch ich thue den Maarbewohnern Unrecht. Seht, da kommen sie ja, einer, zwei, drei, vier, um die übliche Todtenwache zu halten. So recht, ihr Braven. Kostet es eueren Herzen auch Ueberwindung, im Hause dessen zu wachen, der seine Hand an eueren lieben Seelenhirten legte, ihr erfüllt doch durch dieses Werk der Barmherzigkeit eine heilige Christenpflicht, die euch der Ewige um so höher anrechnet, je mehr sie euch durch das Andenken an den Dahingeschiedenen erschwert wird.

Am andern Morgen wurde für die nöthige Beerdigung gesorgt. Ein Geistlicher aus der Nachbarschaft segnete die Leiche ein, die freilich nur Wenige zur letzten Ruhestätte begleiteten; ein Seelenamt wurde auf Anordnung des Pfarrers gehalten und wir wollen hoffen, daß der ewige Gott dort Oben dem Wilderer ein gnädiger Richter gewesen.

Sehen wir uns nun nach den Lebenden um. Als die Bewohner der Pfarre Tiefthal erwachten aus nächtlichem Schlummer und hörten, was sich in der Nacht zugetragen, da war es ihre erste Sorge zu erfahren, wie es um den theuren Seelenhirten stehe. Die Haushälterin wurde förmlich belagert von den theilnehmenden Pfarrkindern; doch konnte sie zu ihrer eigenen Freude den Fragenden den günstigen Bescheid geben, es gehe viel besser mit dem Pfarrer; Lebensgefahr sei, nach der Erklärung des Arztes, gar nicht vorhanden.

Rudolph von Hoheneck hatte nicht sobald von dem gestrigen Ueberfalle vernommen, als er auch mit seiner betrübten Tochter zum Pfarrer eilte und ihm sein Beileid

bezeigte. Rührend war es zu hören, wie der Graf sich selbst alle Schuld am Unglücke beimaß.

„Ich hätte die unsinnige Forderung nicht stellen sollen, daß das Kreuz stets gebraucht werden solle. Nur dieses hat den Mörder zur That verlockt und ich trage die Schuld. Gott hat es gnädig gefügt, daß der Schuß nicht eine schlimmere Wirkung hatte. Wären Sie, lieber Pfarrer, durch jene Kugel getödtet worden, die Ruhe meines Lebens hätte ich nie wiedergefunden! Können Sie mir verzeihen, bester, liebster Freund?"

So klagte und jammerte der Graf und der Pfarrer hatte alle Mühe, ihn zu überzeugen, wie ungerecht Rudolph gegen sich selbst sei, wie er ja nur das Beste gewollt und daß den eingetretenen Unfall Niemand habe vorhersehen können. Von Verzeihung könne gar keine Rede sein und alle Schuld sei abgebüßt von dem, der sie allein zu tragen gehabt.

„Und Du, liebe Clara," wandle sich nun der kranke Pfarrer an seinen Liebling, der schluchzend und weinend den verwundeten Greis betrachtete, „was hast Du denn, das Dich so sehr bekümmert? Die kleine Verletzung, die ich erlitten, ist ja nicht der Rede werth und wird, will's Gott, bald geheilt sein. Darum sei munter und mache mich nicht am Ende noch durch Deine Thränen glauben, ich sei kränker, als ich wirklich bin!"

„Ach, liebster, bester Herr Pfarrer! Sie nehmen's wohl nur darum so leicht, um uns zu beruhigen und doch meine ich, daß auch ich meinen Theil an der Schuld mitträge, die der Vater sich allein zuschreibt. Mein Ungehorsam gegen Vaters Verbot verursachte mein Erkranken, meine Genesung ließ den Vater das Gelübde thun wegen des Geschenkes und nun — das Geschenk brachte Ihnen

die Verwundung. Ich trage also eigentlich die erste Schuld. Schuld aber verlangt Sühnung und wie könnte ich besser meine Schuld abtragen, als durch sorgfältige Pflege meines lieben Herrn Pfarrers. Ich bitte Sie darum recht dringend, lassen Sie mich Ihre Krankenpflegerin sein; es wird mir zur höchsten Ehre gereichen und mir Gelegenheit geben, in etwas meine Schuld gegen Sie abzutragen! Bitte, lieber Herr Pfarrer!"

„So recht," lächelte Friedheim. „Auch Du gibst Dich schuldig. Soll mich wundern, ob nicht noch Andere kommen, die mein kleines Mißgeschick veranlaßt haben wollen. Am Ende fühlt sich ganz Tiefthal schuldig. Und im Grunde genommen sind die Tiefthaler alle nicht weniger anzuklagen, wie meine liebe Clara. Warum lagen sie gestern Alle wie die Siebenschläfer in ihren Betten? Hätten sie nicht wissen müssen, daß man ihrem Pfarrer nach dem Leben trachtete; hätten sie mich nicht mit Gewalt von dem nächtlichen Gange zurückhalten können? Sieh, liebe Clara, so könnte ich am Ende ganz Tiefthal, ja, was sage ich, die ganze Welt sogar verantwortlich machen wegen des Schusses, den man auf mich gerichtet. Und das mit demselben Rechte, mit dem Du Dir die Schuld beigemessen. So, nun lachst Du doch wieder. Das gefällt mir besser, als wenn ich Thränen in Deinen Augen sehe. Ich glaube, Du hast auch nur so gesprochen, um Dich mir mit gutem Fuge als barmherzige Schwester antragen zu können. Nun, so höre! Dein Schuldbekenntniß nehme ich nicht an, Deine Dienste aber wünsche ich von ganzem Herzen, denn wo Du Pflegerin bist, da muß jede Krankheit weichen. Bist Du's nun zufrieden, Clara?"

Ob Clara zufrieden war? Wie innig küßte sie die Hand des muntern Greises. Wie sorgsam pflegte sie den

Theuren, wie war sie von jetzt ab jede Stunde, jede Minute um ihn beschäftigt. Der Arzt selbst hätte seine Vorschriften nicht pünktlicher und genauer ausführen können, wie Clara es that. Und das ging ihr Alles so flink, so sicher und gewandt von der Hand, als ob sie ihr ganzes Leben nur in Hospitälern im Dienste der Kranken zugebracht.

Da wir den Pfarrer in so guter Pflege wissen, können wir ihn einstweilen getrost verlassen und zusehen, wie es denn um seinen Küster steht, der dem Amerikaner das Lebenslicht ausgeblasen hat.

Wie zu erwarten, fand eine förmliche, umfangreiche Untersuchung statt und der Küster wurde nicht wenig in die Enge getrieben. Der Pfarrer selbst mußte Zeugniß ablegen und unter Anderem auch bestätigen, daß jenes Briefchen, welches der Küster, als von seinem Pfarrer ihm übersandt, vorgelegt, wirklich von ihm geschrieben worden. Dieses Briefchen aber enthielt folgende Worte:

> Dollenberg ruft zu einem Kranken. Folgen muß ich ihm nach meiner Seelsorgerpflicht. Da mir aber der Bote so eigenthümlich vorkommt, ist Vorsicht nöthig. Nehmen Sie Waffen mit sich, wir müssen auf alle Fälle geschützt und auf der Hut sein!

Friedheim kannte also wohl seinen Mann und der Ausgang hat gelehrt, wie richtig der Pfarrer den Amerikaner taxirt. So kam es auch, daß der Küster das ganze Gebahren des Elenden überwacht und rechtzeitig denselben unschädlich gemacht.

Der Pfarrer gab das verlangte Zeugniß gerne und seine fernern Aussagen trugen am meisten dazu bei, daß der Küster endlich für unschuldig erklärt und außer Verfolgung gesetzt wurde.

Somit war auch die Angelegenheit zum Austrage gebracht. Der Zustand des Pfarrers hatte sich bald wieder so sehr verbessert, daß er Zimmer und Haus verlassen und in Gottes freier Natur sich ergehen und entschädigen konnte für die Tage, wo er in's Zimmer gebannt war. Zwar trug er den Arm noch in einer Binde. Aber alle Gefahr, ja alle Schmerzen waren vorüber und die „barmherzige Schwester" Clara schon seit einigen Tagen ihres Amtes entsetzt.

Die ersten Schritte leiteten den braven Gottesmann zur Maar. Er betrat das Haus des Amerikaners und suchte dort nach dem, was dieser ihm in seinen Todesnöthen vermacht, er suchte nach Jakob.

Der Knabe saß bleich und abgehärmt in einem Winkel des Wohnstübchens und blickte verwundert auf, als die Thüre knarrte und der Herr Pastor eintrat.

„Guten Tag, Jakob!" sagte der Pfarrer. „Wie geht's Dir? O, ich kann mir es schon denken. Einem Kinde, das Vater und Mutter verloren, geht's nimmer gut, besonders, wenn es seine Tage so einsam zubringt, wie ich sehe, daß Du es thust. Doch das soll nun anders werden. Ich habe Deinem verstorbenen Vater versprochen, mich Deiner anzunehmen. Ist Dir das recht?"

Der Knabe wußte nicht, wohin er sehen sollte. Als der Pfarrer eingetreten, hatten Jakobs Augen scheu und verwirrt den Boden gesucht. Das war ja der, dem der Vater nach dem Leben gestellt, wie man ihm erzählt. Was wollte der hier? Sicher nur ihm, dem Sohne des Mörders Vorwürfe machen, da der Vater nicht mehr zu tadeln war. Aber wie war ihm denn? Das war nicht die Sprache dessen, den man schwer beleidigt. Das waren nicht Klagen und Vorwürfe, das war Milde und Güte,

das waren Worte der Liebe und des Wohlwollens. Wie hüpfte da das Herz des Knaben in hoher Freude. Seit dem Tode der Mutter hatte Jakob solche Sprache nicht mehr vernommen. Der Pfarrer wollte sich seiner annehmen, der Pfarrer für ihn sorgen und er fragte ihn nun, ob ihm das auch recht sei!

„O lieber Herr Pfarrer," antwortete Jakob, „gewiß ist mir das recht. Aber wie habe ich Ihre Güte verdient? Wie ist es möglich, daß Sie dem Kinde Ihres Todfeindes Gutes erweisen können? Mein Vater trachtete Ihnen nach dem Leben und Sie kommen, den Sohn dieses Vaters zu versorgen. O diese Güte ist unbegreiflich! Fast sollte ich meinen, es könnte nicht Ihr Ernst sein!"

„Und warum sollte das nicht mein Ernst sein, armer unglücklicher Knabe? Hätte auch Dein sterbender Vater Dich mir in seinem Todeskampfe nicht anvertraut, ich würde dennoch für Dich gesorgt haben, wie es meine Pflicht war. So aber bist Du mir zum Erbe gegeben worden und ich will meine Erbschaft heute noch antreten. Komm mit!"

Unter Thränen der Dankbarkeit und Freude folgte Jakob dem Pfarrer. Alle, die die Beiden so vertraulich mit einander plaudernd einherschreiten sahen, wunderten sich sehr und wollten kaum ihren Augen trauen.

Wie konnte auch der Pfarrer so freundlich mit dem Kinde dessen umgehen, der ihm nach dem Leben gestellt? Nein, das ging doch zu weit. Das sollte der Pfarrer nicht thun. Das war übertriebene Güte. Und dann noch mit einem solchen verwahrlosten Kinde sich abgeben. Mit solch einem Strick. Unbegreiflich!

Indeß die Leute so dachten, die Köpfe zusammen-

steckten und derartige Meinungen austauschten, schritten die Beiden dem Dorfe zu.

Friedheim beabsichtigte, den Knaben bei einem Meister in die Lehre zu geben, aber im Dorfe selbst, damit er den Knaben immer unter den Augen habe. Wie sehr aber schmerzte es den Braven, als er an all' den Ausflüchten merkte, daß Niemand der Tiefthaler den Knaben in sein Haus aufnehmen wollte. Jeder schrack davor zurück, einen solchen Wildfang in die Lehre nehmen zu sollen. Man kannte leider den Jakob überall zu gut, als ein verkommenes, durch und durch verdorbenes Kind. Damit wollte sich Niemand abgeben. Alle Vorstellungen des Pfarrers blieben erfolglos und so hätte er wohl den Knaben wieder sich selbst überlassen müssen, wenn sein Herz nicht mehr Mitleid mit der Waise gehabt, als die Tiefthaler. Da Keiner ihn aufnehmen wollte, so blieb dem Pfarrer nichts Anderes übrig, als den Jakob in sein Haus zu führen und selbst dessen Pflege zu übernehmen.

Das war aber eine harte Aufgabe. Der Knabe zeigte sich wirklich äußerst verwahrlost und lohnte dem biedern Seelsorger all' seine Güte und Liebe mit schnödem Undank. Freilich, in den ersten Tagen, da ging es noch an. Die ungeahnte Sorgfalt des Pfarrers ließ den Knaben wenigstens im Anfange alle Mühe geben, sich erkenntlich zu zeigen. Aber das hielt nicht lange Stand. Bald kamen alle Untugenden desselben zum Vorschein und der Pfarrer hatte von Tag zu Tag immer mehr Verdruß und Unannehmlichkeiten durch ihn.

Die Leute schüttelten die Köpfe darüber und konnten nicht begreifen, warum der Pfarrer den kleinen Vagabunden nicht Knall und Fall aus dem Hause jagte. Friedheim aber sprach: „Was soll aus dem Armen werden, wenn

auch ich meine Hand von ihm nehme. Ist es nicht Unglück genug für ihn, daß man ihm seine Kinderjahre, den sonnigen Frühling des Lebens, also verbittert hat, daß er vater- und mutterlos da steht und nicht weiß, wo aus noch ein. Wenn auch ich ihn fahren lasse, so ist er ganz verlassen und muß zu Grunde gehen an Leib und Seele. Vielleicht bringe ich ihn doch noch auf guten Weg!"

Und der Pfarrer behielt den Knaben bei sich, verdoppelte seine Liebe und Sorgfalt und versuchte alles Mögliche mit ihm. Sein christlicher Heldenmuth sollte nicht unbelohnt bleiben. Dieser andauernden Liebe und Güte vermochte Jakob auf die Dauer nicht sein Herz zu verschließen. Er sah ein, daß sein Benehmen, so fortgesetzt gegen den besten, den edelsten Wohlthäter, der schnödeste Undank, ja das größte Verbrechen wäre und er besserte sich. Freilich kam ihm das hart an. Aber er gab sich alle Mühe. Er rang mit sich selbst, er betete und seufzte zu Gott hinauf um Beistand und der Herr erhörte ihn. Der Herr gab ihm Kräfte und er besiegt die bösen Gewohnheiten; er legte die schlechten Sitten ab und wurde ein braver, lieber Junge. So sehr die Maarbewohner beim Andenken an den Amerikaner sich noch immer empört fühlten, mit eben so großem Wohlgefallen sahen sie jetzt auf dessen Sohn. Jeder hatte geglaubt, aus dem verdorbenen Strick könne nie etwas Gutes werden, der sei ja von Haus aus verdorben. Und nun! —

Es steckte die gute Mutter noch zu viel im Knaben. Vom Himmel herab wird sie auch sicher auf ihr einziges Kind geschaut und für die Waise zu Gott gefleht haben. Darum auch diese Wendung zum Guten!

Nicht nur die Maarbewohner, auch die Tiefthaler freuten sich innig über die Sinnesänderung Jakobs. Aber

am meisten hatte doch der brave Greis, Pfarrer Friedheim, sein innigstes Wohlgefallen an ihm. Wenn er den schlanken Jüngling sah mit dem kräftigen Gliederbau, den leuchtenden Augen, dem Roth der kernigsten Gesundheit auf den Wangen, wie er so elastisch und doch schon so männlich einherschritt, dazu sein würdiges, freundliches Benehmen gegen Arm und Reich gewahrte, wenn er merkte, mit welcher dankbaren Zuvorkommenheit Jakob jetzt alle, auch die leisesten Wünsche von seiner Seite erfüllte, wie er mit der zartesten Liebe ihm anhing, dann lebte sein alterndes Herz wieder auf und seine frohen Blicke, die er zum Himmel richtete, sagten dem Ewigen dort Oben seines Herzens heißesten Dank dafür, daß er ihm dies Erziehungswerk hatte gelingen lassen.

Der brave Seelsorger fühlte endlich, daß er den Pflichten seines schönen Berufes nicht ferner mehr vorzustehen vermöchte; das Alter, der Greis war hoch in den Achtzigern, hatte ihn gebrechlich gemacht; er sehnte sich nach Ruhe und sie sollte ihm werden. Friedheim wandte sich an's Generalvikariat der Diöcese und Tiefthal erhielt einen rüstigen Pfarrverwalter. Graf Hoheneck ließ es sich nicht nehmen, diesen zu besolden, damit der biedere Alte sein bisheriges Einkommen ungeschmälert weiter beziehen konnte. So war also dieser jeder Mühe enthoben und konnte die letzten Tage seines Lebens so recht nach seinem frommen Herzen in seiner stillen Behausung gänzlich dem Herrn widmen.

Jakob hatte in der benachbarten Stadt durch des Pfarrers Vermittlung eine sehr schöne Stellung erhalten und da er im Hause seines geistlichen Wohlthäters eine tüchtige Ausbildung genossen, so konnte er sein Amt zur größten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten verwalten, be-

sonders da es ihm jetzt an Fleiß und guten Willen nicht fehlte. Von Zeit zu Zeit besuchte er seinen zweiten Vater, wie er den Pfarrer so gerne nannte, erkundigte sich jedes Mal mit der größten Herzlichkeit nach dessen Wohlergehen und pflog auch sonst in allen Sachen Rath und That mit ihm.

Eines Tages, als er wieder einmal zu Besuche beim Pfarrer war, traf er dort Franziska, die Freundin Clara's. Sie wohnte ebenfalls schon seit längerer Zeit in der Stadt und zwar bei eben der Gräfin Kuckstein, die damals so hochmüthig über sie die Nase gerümpft. Die Gräfin war nämlich kurze Zeit nach jenem Besuche, den der Graf mit den beiden Mädchen ihr abstattete, unpäßlich geworden, hatte ein adeliges, armes Fräulein bei sich aufgenommen und gehofft, an ihr eine treue, dankbare Pflegerin zu finden. Aber so sehr sich die Gräfin damals dem Grafen gegenüber auf ihre Menschenkenntniß berufen, so hatte sie doch in der Wahl dieses Fräuleins gänzlich daneben gegriffen. Kaum war diese Dame einige Wochen im Hause der Kuckstein, so hatte sie sich schon des ganzen Hausregiments bemächtigt und behandelte die Gräfin, als ob nicht diese, sondern sie zu befehlen habe. Diese herbe Lehre brachte Frau von Kuckstein zur Besinnung und jetzt gedachte sie des Mädchens, das sie damals so hochmüthig, so wegwerfend behandelt.

Da die Gräfin im Grunde genommen, ihren Hochmuth abgerechnet, der nun in dieser Beziehung gebrochen, eine biedere Frau war, so hielt sie es für ihre Pflicht, die Kränkung von ehemals wieder gut zu machen, und nebenbei dachte sie auch wohl daran, eine bessere Gesellschafterin und Pflegerin in's Haus zu bekommen. Sofort schrieb sie an den Grafen von Hoheneck und bat ihn, ihr

doch die Franziska als Beistand zukommen zu lassen, sie sei von ihrem damaligen Vorurtheile gänzlich geheilt. In einem eingelegten Schreiben wünschte sie dasselbe von Franziska.

„Ich habe Ihnen," so schrieb sie unter Anderm, „damals bitter Unrecht gethan und möchte selbiges wieder gut machen. Kommen Sie zu mir und seien Sie einer gebrechlichen Frau, die ganz allein in der Welt da steht, Stütze und Trost. Meine Dankbarkeit soll Ihnen im reichsten Maaße werden. Vorzüglich aber würden Sie durch Ihr Herüberkommen einen Druck von meinem Herzen nehmen, der mich schon lange quält. Darf ich Ihre Verzeihung erhoffen und werden Sie meiner Bitte willfahren?"

Die Drei, der Graf, Clara und Franziska, machten große Augen, als diese Briefe gelesen waren und Einer sah den Andern fragend an.

„Nun, meine liebe Franziska!" sagte der Graf. „Was wirst Du thun? Willst Du zu dieser hochmüthigen Frau hinziehen und die treue Pflegerin abgeben?"

„Ich müßte nicht die gute Erziehung genossen haben, die Sie, lieber Vater! mir angedeihen ließen, wenn ich hier nicht mit aller Bereitwilligkeit natürlich unter Ihrer Zustimmung, Ja sagte. Auch hat die Gräfin ja ihr damaliges Benehmen selbst getadelt und ihr Brief verräth alles Andere eher, als Hochmuth. Ich will die versöhnende Hand, die sie bietet, gerne ergreifen, obschon ich nur mit Schmerz von Ihnen und meiner lieben Clara scheiden kann!"

„Brav gesprochen, liebe Franziska!" entgegnete der Graf freudig. „Nicht anders habe ich es von Dir erwartet. Und was die Trennung von uns angeht, so wollen wir Dich schon oft genug in Deiner neuen Be-

hausung besuchen und dadurch unserer Verwandten zeigen, daß auch wir allen Groll bei Seite gesetzt. Du selbst aber sollst nur unter der Bedingung hin, daß Du, so oft es Dir Dein Herz sagt, auch zu uns hinauskommen darfst. Ist's Dir so recht, und was sagt meine Clara dazu?"

So gerne auch die beiden Mädchen immer zusammen geblieben, so erkannten sie gleichwohl, daß hier diese kleine Trennung vor sich gehen müsse und so war Franziska die sorgsame Pflegerin und angenehme Gesellschafterin der Frau von Kuckstein.

Heute nun, wo Franziska wieder zu ihrem Vater, dem Grafen, und ihrer Freundin Clara hinausgekommen, hatte sie auch den lieben Pfarrer besucht und so traf es sich, daß Jakob dort Franziska sah.

Der Pfarrer machte Beide mit einander bekannt, und — machen wir es kurz, nach einigen Monaten hatte der alte Pfarrer die Freude, von Jakob zu hören, daß Franziska sein Weib werden wolle. —

Es war an einem wonnigen Frühlingsmorgen, als halb Tiefthal auf den Beinen war, um der Trauung Jakobs mit Franziska beizuwohnen. Der zitternde Greis hatte es sich nicht nehmen lassen; er spendete selbst seinen beiden Lieblingen das Sakrament der Ehe und flehte den besten Segen des Himmels auf ihr Haupt herab. Dasselbe thaten der Graf und Clara, die der Feier ebenfalls beiwohnten und diese wohlgemeinten Bitten gingen treulich in Erfüllung. Der Himmel segnete die Beiden reichlich und sie lebten, ein Muster allen Eheleuten, geachtet und geliebt von Allen, die sie kannten, in Frieden und Freuden ihre Tage dahin.

Pfarrer Friedheim mußte bald das Zeitliche segnen. Jakob stand an seinem Todesbette und drückte ihm liebend

die Augen zu. Die friedliche Seele war in ein besseres Jenseits entflohen. Aber auf Erden hielten die milden Stiftungen, die er vor seinem Hinscheiden gemacht, mehr aber noch sein tugendhafter, wahrhaft priesterlicher Wandel sein Andenken noch lange im Herzen Aller lebendig.

Er hatte den Sohn seines Todfeindes als Universalerben eingesetzt, da er keine Verwandten hatte, die seines Vermögens bedurften, und so auch im Tode noch der herrlichen, aber schweren Christenpflicht genügt: Liebet euere Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen und betet für die, so euch fluchen und verfolgen.

Wahrlich, so rächt sich der Edle!

Inhalt.

Lehmann, M., Erlebnisse und Abenteuer des Gil Blas von Santillana. cart. 1 M. 80 Pf.
— — Leiden und Freuden. 2 Erzähl. 2te verb. Aufl. cart. 1 M. 50 Pf.
— — Der letzte Reichenstein. cart. 1 M.
— — Ritter Gerold v. Helfenstein. 2te, vollst. umg. Aufl. cart. 1 M. 50 Pf.
— — Der Thaljunker. cart. 1 M.
— — Thomas Morus, Lordkanzler von England. 2te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
— — Wolfrat von Veringen. 2te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Lohmayer, E., Das Zigeunerkind. 3te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Die Mauren in Valencia. 3te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Meier J. A., Anna vom Engel. 1 M.
— — Begegnisse eines jungen Thierquälers. 90 Pf.
— — Bruder Joseph. 1 M.
— — Neue Erzählungen für die Jugend. 1 M. 20 Pf.
— — Flöri, der Alpensänger. 1 M.
— — Die Harfe des Kassano. 1 M.
— — Das Mutterherz. 1 M.
Meister und Jünger. 3te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Mittermaier, L., der Abtrünnige. 4te Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
— — Jacob Altmann. 2te verb. Aufl. cart. 1 M.
— — Aus dem Leben eines Heimatlosen. 3te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
— — Der Fall der Jackenburg. 3te Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
— — Die Familie Seehofen. 2te verb. Aufl. cart. 1 M.
— — Die Gräfin von Seeburg. 2te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
— — Der Sohn der Griechin. 3te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
— — Theodor Neuhofer's Schicksale. 3te Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
— — Vier Kinder eines Dorfes. 2te Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
— — Zwei Brüder aus dem Volke. 5te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Morel, P. Gall, Jugend- und Schultheater. I.—III. Bändchen. 2te Aufl. cart. à 1 M. 20 Pf.
Niedermayer, G., Sing- und Lustspiele. cart. mit Partitur 2 M. 20 Pf.
Oldenburg, F. A., Die Wege zum Verbrechen. cart. 1 M. 20 Pf.
Olivier Cromwell. 3te Auflage. cart. 1 M. 20 Pf.
Die Orgel zu St. Paul. 3te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Neue Ostereier. Geschichten aus vieler Herren Länder. 2te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Der Patriot, od. Erzähl. aus der Geschichte Bayerns. 2te Aufl. 1 M. 20 Pf.
Die Perle von Genua. 4te verb. Au cart. 1 M. 20 P
Randolph Douglas und Ludmilla 2te Aufl. cart. 1 M. 50 Pf.
Reinhart, P., Interessante Abenteuer des Crispin Duselknopf. cart. 1 M. 75 Pf.
— — Ein Ritt in's Märchenland, Märchen eleg. gbd. 2 M. 40 Pf.
— — Schneeglöckchen. Heitere und ernste Erzählungen. cart. 1 M. 40 Pf.
Reinhold's Schicksale. 5te Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Riedl, die Frühstücke der blinden Großmutter. 3te Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Die Rose von Rom. 9te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Rosenstiel, Ed., Josef oder: Ein Jahr aus dem Leben eines Priesters. 2te Aufl. cart. 1 M.
Schicksale der Familie von Schwarzburg. cart. 1 M. 20 Pf.
Schicksale eines Waisenknaben. 4te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Schmid, C., der Bildner von Brügge. 1 M. 20 Pf.
— — Der Erzähler am Kamine. 2te, vollst. umgearb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
— — Werke der Nacht. 60 Pf.
Der junge Staatsbürger (für Bayern). 3te Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Die Todtenstadt. 2te Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Das Traumbild der Mutter. 2te verb. Aufl. cart. 1 M. 35 Pf.
Die Tscherkessen, oder Dschatemir, der Sohn des Barden. 3te Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Der Uhrenhändler vom Schwarzwalde. 5te verb. Aufl. cart. 1 M.
Vaterlandsliebe und Treue. 3te Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Verbrechen aus Habsucht. 3te Aufl. cart. 1 M. 50 Pf.
Viktorin oder: Prüfung und Treue. 5te verb Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Das Volk und seine Verderber. 2te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Die Waisen aus Neapel. 5te Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
Waitzmann, J. G., Adelheid von Roth. 4te Aufl. cart. 1 M.
— — Meister Gräth. 2te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
— — Der Morgen in der Wallfahrtskirche. 4te Aufl. cart. 1 M.
— — Der Neujahrsabend zu Lausanne, 2te verb. Aufl. cart. 1 M. 20 Pf.
— — Die Wallfahrt nach Montserrat. oder: Die Macht des Gewissens. 2te verb. Aufl. cart. 1 M.
Die segensreiche Wallfahrt zum heiligen Grabe. 2te Aufl. cart. 1 M.
Walther, J. L. G., Hazzi und Hazza. 1 M.

Druck von G. J. Manz in Regensburg.